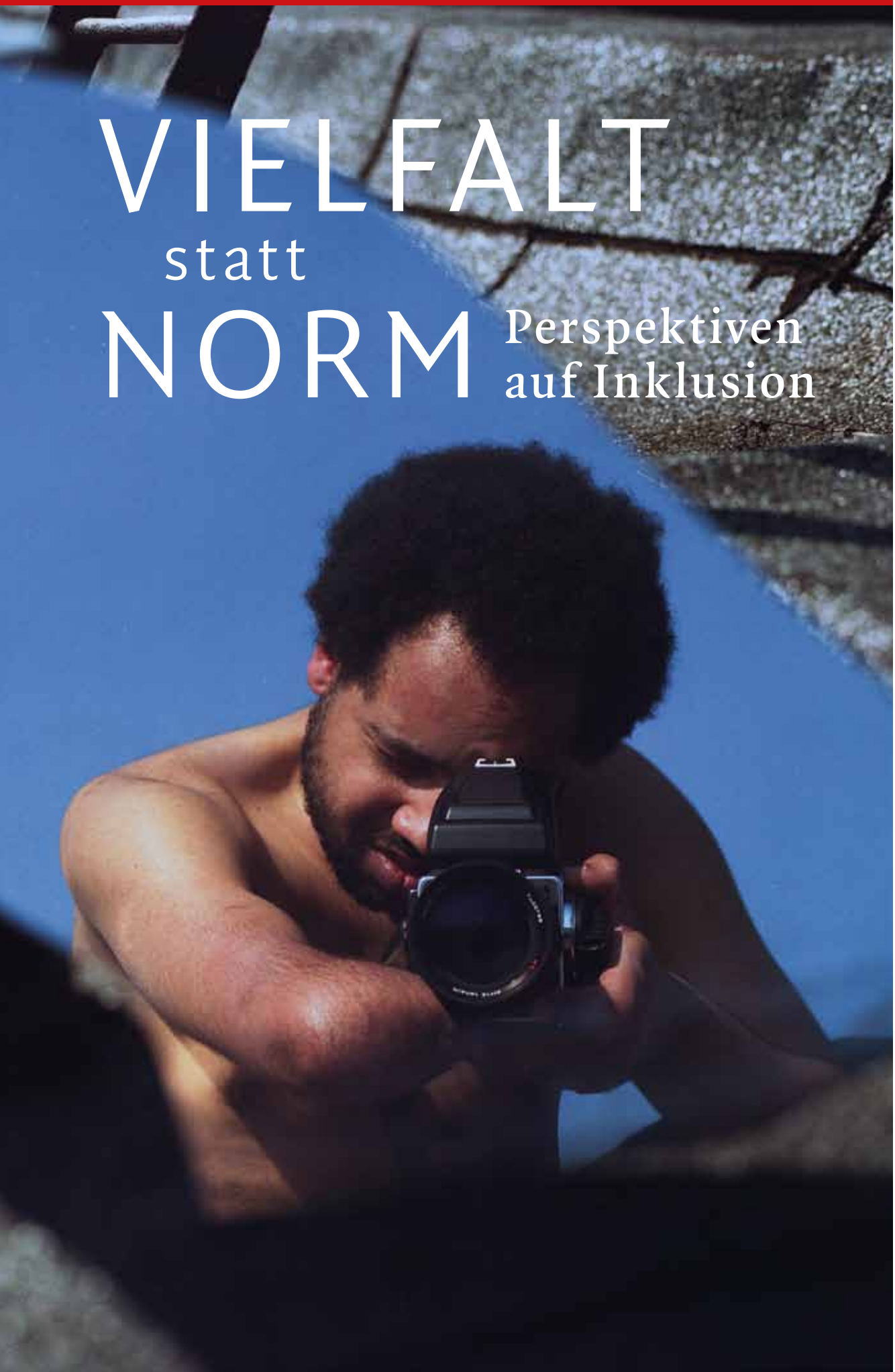
Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

VIELFALT statt NORM

Perspektiven auf Inklusion



zeichen
Nr. 3 | Winter 2017

Inhaltsverzeichnis

3 Editorial

ASF-Thema: Vielfalt statt Norm. Perspektiven auf Inklusion

4–5 »Wohin bringt ihr uns?« Von Robert Parzer
6–8 »Tiefste Daseinsfragen überhaupt«. Dr. phil. Hans-Joachim Döring über den ASF-Gründer Lothar Kreyssig
8–9 »Da ich fast vergehe vor Not« Stimmen von Opfern der NS-»Euthanasie«-Programme
10 Verschiedenheit ist die Basis gesellschaftlicher Entwicklung. Ein Interview mit Dr. phil. Michael Wunder, Mitglied des ASF-Kuratoriums
12–13 Im Auftrag, Menschen zu bilden. Ein Interview mit Armin Stock
15 Ein Lernprozess zum Thema Inklusion. Von Maritt Merfort
16 Urlaub mit Ward. Von Benedikt Schilling
Freizeit ohne Disko. Von Lucas Oswald
17 Mehr inklusive Momente. Ein Interview mit der AG Inklusion der Sommerlager
Norwegische Gebärdensprache bereichert. Von Irene Voortman

Andacht

18–19 »Siehe, ich mache alles neu.« Von Anne Gidion

Freiwillige berichten

20 Sommerlager Budapest. Von Marcel Zentel
21 Ein Gedenkpfad entsteht. Von Mansur Rahimli und Laura Schilling
22 Shabbat am Fjord. Von den Teilnehmenden des Sommerlagers Oslo, 2017

Gutes tun

22 Patenschaft – viel mehr als eine Spende!

22–23 Kurznachrichten

Weggefährten

26 Avital Ben-Chorin
Gerhard Dümchen. Von Guy Band

27 Termine

Impressum:

Ausgabe: Nr. 3 Winter 2017, 45. Jahrgang
Auflage: 10.000 Exemplare
Herausgeber: Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e. V.
Auguststraße 80, 10117 Berlin
Redaktion: Kornelius Friz, Friederike Schmidt (verantw.)
Telefon: (030) 28395-184
Fax: (030) 28395-135
E-Mail: asf@asf-ev.de
Internet: www.asf-ev.de

Bildnachweise

Titel: Aus der Reihe »Handarbeit« von Fabian Ng'uni

Bilder: ASF-Archiv 6, 22, 23, 24, 25, 27
Universitätsklinikum Heidelberg, Sammlung Prinzhorn 5
Gedenkstätte Grafeneck 8
Dagmar Waskiewicz 9
Helmut Bader 9
Aus der Reihe *:SichSelbstBestimmen* von Steven Solbrig 12, 13, 14
Maritt Merfort 15
Lucas Oswald 16

Gestaltung: www.ultramarinrot.de

ASF-Spendenkonto: Bank für Sozialwirtschaft
IBAN: DE68 1002 0500 0003 1137 00 | BIC: BFSWDE33BER

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser,

zum Jahresende grüße ich Euch und Sie mit unserem letzten *zeichen* in diesem Jahr, welches traditionell in der Adventszeit erscheint.

Zwei Themen binden wir in diesem Heft zusammen, die für uns untrennbar zusammengehören. Zum einen die Geschichte der sogenannten »Euthanasie« in der Zeit des Nationalsozialismus, als durch die und im Umfeld der Aktion T4 mehr als 300.000 Menschen ermordet wurden. Menschen mit körperlichen, geistigen oder seelischen Beeinträchtigungen, denen aufgrund von »rassenhygienischen« Vorstellungen, aber auch wirtschaftlichen Erwägungen das Recht auf Leben abgesprochen wurde. Und zum anderen das Thema, vielmehr die Frage, wie und wo Inklusion, also die gemeinsame Teilhabe aller an der Gesellschaft, gelingen kann.

Das Eine setzt das Andere nicht notwendigerweise voraus. Auch ohne Erinnerung und Beschäftigung mit »Euthanasie« wäre Inklusion eine Aufgabe für Aktion Sühnezeichen Friedensdienste. Denn Teilhabe an der Gesellschaft ist ein Menschenrecht und wenn sie nicht ermöglicht werden kann oder nicht gewünscht wird, steht die Menschlichkeit *aller* Menschen in Frage.

Gleichzeitig aber gehören diese Themen für uns zusammen, denn der wichtigste Bezugspunkt unserer Arbeit und damit unsere besondere Perspektive ergeben sich durch ihre kritische Auseinandersetzung mit den nationalsozialistischen Verbrechen. *»Die Beschäftigung mit der Geschichte bringt uns dazu, die fundamentale Bedeutung des Respekts vor dem Anderen und den Rechten auf Leben und persönlicher Entfaltung zu verstehen«,* schreibt unser Kuratoriumsmitglied Michael Wunder. Gerade aus einer historischen Verantwortung heraus also ist es uns wichtig, nicht normativen Daseinsformen gerecht zu werden.

Das Thema Inklusion fordert uns heraus und so soll es auch sein. Die Diskussionen um die besten Ansätze sind lebendig und daher finden Sie auf den folgenden Seiten verschiedene Perspektiven, hoffnungsfrohe und nachdenkliche, aber auch zornige Texte von Menschen mit und ohne Beeinträchtigungen. Bebildert wird das *zeichen* mit Fotografien des Künstlers Steven Solbrig, der Menschen ermächtigt hat, die in Werkstätten für Menschen mit Behinderungen arbeiten, sich selbst zu inszenieren und zu fotografieren: sich in den Fokus zu rücken. Eine genauere Beschreibung seiner Arbeit lesen Sie im Heft. Die Frage nach verschiedenen Perspektiven auf und von Menschen mit und ohne Beeinträchtigungen wirft auch unser Titelbild auf, das aus der Serie *Handarbeit* des Poeten und Fotografen Fabian Ng'uni stammt.

Für unseren Gründer Lothar Kreyssig war der Widerstand gegen die Ermordung von Menschen mit Beeinträchtigungen fundamental. Die Frage nach dem *»Sinn solchen Lebens«* rührt für ihn *»an die tiefsten Daseinsfragen überhaupt«.* Zu Beginn unseres Jubiläumsjahres erinnern wir an ihn in einem Artikel. Die Geschichte dieses einstigen Richters und Präses ist auch eine Geschichte von gelingendem Widerstand.

Bleiben Sie uns und unseren Themen verbunden.

Mit allen guten Wünschen für ein gutes und gesegnetes Weihnachtsfest, auch im Namen meiner Kolleginnen und Kollegen bei ASF.

Ihre und Eure
Dagmar Pruin

»Wohin bringt ihr uns?«

Zahllose Menschen waren mehr oder weniger direkt von der NS-»Euthanasie« betroffen. Das Nicht-wissen-Wollen begünstigte die Verbrechen. Eine Geschichte von Vergessen, Erinnern und Gedenken – bis heute.

»Wohin bringt Ihr uns?« lautet die Aufschrift auf dem Denkmal der Grauen Busse, einer aus Beton geformten Nachbildung der Busse der Reichspost, in denen Menschen aus Psychiatrien, Heimen und Anstalten in die sechs über das Deutsche Reich verstreuten Tötungszentren der Aktion T4 gebracht wurden. Aktuell steht das mobile Denkmal in Frankfurt/Main, nachdem es schon seit Jahren durch Deutschland – mit einem Abstecher nach Poznań – getourt ist. Das Denkmal bringt Geschichte an Orte zurück, denen oft auf den ersten Blick ihre Verwicklung in das NS-Mordprogramm gegen etwa 200.000 Menschen mit Behinderung nicht anzusehen ist. In Berlin stand es im Jahr 2008 an der Tiergartenstraße 4, damals noch eine Bushaltestelle der BVG, und mithin an dem Ort, wo seit 1940 die NS-»Euthanasie«-Verbrechen organisiert wurden. In den späten 1940er-Jahren wurde das im Krieg teilweise zerstörte Gebäude abgeräumt und mit der Philharmonie überbaut. Erst seit 1987 erinnerte eine Inschrift an die Geschichte des Ortes, und es vergingen noch einmal fast dreißig Jahre, bis ein Gedenk- und Informationsort entstand. In Poznań wurde der Beton-Bus vor dem wilhelminischen Kaiserschloss aufgestellt, das damit zum ersten Mal überhaupt als ein Ort markiert wurde, an dem über das Schicksal polnischer Psychiatriepatient*innen entschieden wurde.

EUTHANASIE

kommt aus dem Altgriechischen und bedeutet »angenehmer Tod«. Gegenwärtig wird der Begriff in der Debatte zur Sterbehilfe verwendet. Seit dem 16. Jahrhundert ist der Begriff Euthanasie belastet durch die (ärztliche) Tötung von unheilbar Kranken, Bewusstlosen und sogenannten Geisteskranken, deren Leben als lebensunwert beurteilt wurde. Während der Zeit des Nationalsozialismus wurden mehr als 300.000 Menschen mit vermeintlichen psychischen oder körperlichen Beeinträchtigungen ermordet. Hierin gipfelte die Anwendung der Nationalsozialistischen Rassenhygiene, in deren Rahmen ebenso viele Menschen zwangssterilisiert wurden, weil ihnen eine »erbliche Minderwertigkeit« zugeschrieben wurde.

»Wohin bringt ihr uns?« – diese Frage stellte der Überlieferung nach eine Patientin, die in einen der Busse steigen musste und zur Ermordung in eine Gaskammer fuhr. Sie suggeriert ein Nichtwissen, das es zweifellos auch gab. Weitaus häufiger aber war das Wissen oder zumindest das Gehört-Haben von Gerüchten, Latrinenparolen und Halbwahrheiten. Fast jeder kannte jemanden, aus dessen Familie ein Mitglied plötzlich nicht mehr in der Anstalt auffindbar war. Als die Aktion T4 schon etwas fortgeschritten war, wussten es irgendwann auch die Patient*innen in den Anstalten: Manche liefen weg, versteckten sich, wurden aber doch gefasst und ihrer Vernichtung zugeführt. Einer, der es angeblich nicht wusste, war Franz Gürtner, der Justizminister des Dritten Reiches: »Der Minister war erschüttert von diesen Tatsachen und hatte nicht die geringste Ahnung davon, was geschah«, notierte Paul Gerhard Braune, der Leiter der Hoffnungstaler Anstalten in Lobetal bei Bernau. Braune wiederum wusste es, weil er wissen wollte: Er forschte den Wegen nach, die seine deportierten Pfleglinge gingen, und verfasste eine Denkschrift, in der er seine Erkenntnisse darlegte. Der Pastor wusste schon 1940, dass es Anstalten gab, in denen Patient*innen ermordet wurden und er spekulierte über die Mordmethode. Dass es Gas war, erschien ihm wohl unvorstellbar, denn er vermutete, dass Unterernährung und Injektionen die Mittel der Wahl waren. Ein anderer Wissender war der Brandenburger Amtsrichter Lothar von Kreyssig, den sein Wissen – genauso wie Braune – ebenfalls zum Justizminister führte. Er verlangte von Franz Gürtner, die von ihm in seiner Funktion als Vormund betreuten Patient*innen nicht mehr »nach unbekannt« zu verlegen. Gürtner starb im Januar 1941, daher können wir nicht wissen, wohin ihn die militärische Niederlage des Dritten Reiches gebracht hätte. Sein früher Tod ersparte ihm, dem Rechtsgelehrten, jedenfalls die Schande, sich von einem juristischen Laien, dem Münsteraner Bischof Clemens August Graf von Galen, wie ein Schuljunge vorführen lassen zu müssen. In dessen berühmter Predigt in St. Lamberti am 3. August 1941 führte der entschiedene Vertreter eines selbstbewussten, seine Positionen wahrenden Katholizismus mit den Worten aus: »Noch hat Gesetzeskraft der § 211 des Reichsstrafgesetzbuches«. Damit führte er den »Deutschen Frauen und Männern«, an die er sich wandte, die Tatsache vor Augen, dass die Ermordung von Pfleg-

»Der Siegeszug der Sterelation«. Wilhelm Werner, Jahrgang 1898, wuchs in einem bayerischen Armenhaus auf. Mit der Diagnose »Idiotie« wies man ihn 1919 in die Heilanstalt Werneck ein. Er wurde zwangssterilisiert und 1940 in der Gasmordanstalt Pirna-Sonnenstein ermordet. Seine über vierzig Zeichnungen aus den 1930er Jahren sind wohl die einzigen erhaltenen Kunstwerke eines zwangssterilisierten Opfers aus dem Nationalsozialismus.

lingen auch im Dritten Reich illegal war. Danach offenbarte er sein Wissen, »daß tatsächlich schon eine große Zahl von Geisteskranken in Deutschland vorsätzlich getötet worden ist und in Zukunft getötet werden soll« und forderte die anwesenden Gläubigen auf, »mit jenen, die unschuldige Menschen, unsere Brüder und Schwestern, dem Tode überliefern, (...) jeden vertrauten Umgang [zu] meiden«. Hier kam aber die rhetorische Figur, die Galen aufbaute, an ihr Ende. Seine Gegenüberstellung von bravem westfälischem Gottesvolk und perversen Bürokrat*innen in Berlin funktionierte nur, weil er vielleicht nicht wissen wollte, wer denn die »unschuldigen Menschen« dem Tode überlieferte. Es waren, und das ist auch heute noch eine schmerzliche Erkenntnis in vielen Familien, die überforderten, die leichtfertigen und auch die pronazistischen Angehörigen, die in manchen Fällen die Propagandafigur der »Erlösung« allzu bereitwillig annahmen.

Ein extremes Beispiel hierfür bietet die Ermordung von Walter Frick. Der Dirigent und Komponist verlor nach dem Machtantritt der Nationalsozialisten alle Hoffnung auf eine Karriere oder auch nur eine Stellung und war sich dessen bewusst, dass er über kurz oder lang zum Wehrdienst eingezogen würde. Die Folge war ein Nervenzusammenbruch, der sich ausgerechnet in der Wohnung seines Schwagers, eines Mitglieds der SS-Totenkopfstandarten in Oranienburg, ereignete. Der hochrangige SS-Mann veranlasste seine Einweisung in eine Nervenheilanstalt in Bernau, wo er kurz darauf im August 1941 ermordet wurde. Erst seine Enkelin, Julia Frick, fing siebzig Jahre nach dem Tod ihres Großvaters damit an, die Familiengeschichte um die Biografie des Mannes zu erweitern, über den ihrem Vater erzählt wurde, er hätte es »am Magen« gehabt und sei deswegen verstorben.

Diese Form des Nicht-wissen-Wollens war typisch für die Zeit seit dem Beginn der »Euthanasie«-Verbrechen bis in die jüngste Vergangenheit. Bis vor kurzem war es allgemein geübte Praxis, die Namen der Opfer nicht zu nennen – aus Angst, heute lebende Angehörige könnten in Verbindung gebracht werden mit psychisch Kranken und Menschen mit Beeinträchtigung. Betrachtet man die lange und überaus unrühmliche Geschichte der Nichtanerkennung der Opfer und der Abwehr von Forderungen nach Entschädigung und Respekt, mag es fast als ein kleines Wunder erscheinen, dass seit 2015 ein Gedenk- und Informationsort an der Tiergartenstraße in Berlin an die Verbrechen erinnert. Und als fast noch größeres, dass am 27. Januar 2017 der Bundestag in seiner Gedenkveranstaltung explizit der Opfer der NS-Patientenmorde gedachte. Dennoch war dies keine Selbstverständlichkeit, sondern letztlich der Berlinerin Sigrid Falkenstein zu verdanken, die eher zufällig die Geschichte einer Angehörigen recherchierte und dabei feststellte, dass diese in Grafeneck ermordet worden war. Sie war die treibende Kraft dahinter, dass sich Interessierte an einem Runden Tisch im Dokumentationszentrum »Topographie des Terrors« zusammenfanden und die Gedenkstätte an der Tiergartenstraße ermöglichten. Mittlerweile haben auch fast alle psychiatrischen Kliniken ihre Geschichte aufgearbeitet.

Haben wir es also mit einer Erfolgsgeschichte zu tun? Einerseits ja, denn die Erforschung der NS-»Euthanasie«-Verbrechen ist ein Musterbeispiel dafür, was engagierte Bürger*innen erreichen können. Auf der anderen Seite bleibt ein Unbehagen. »Wohin bringt ihr uns?« – diese Frage der ermordeten Patientin ist immer noch in gewissem Sinne unbeantwortet. Sie zwingt uns heute Lebenden darüber nachzudenken, was wir dieser Frau geantwortet hätten. Hätten wir ihr geholfen, sie gerettet oder sie ausgeliefert? Sie, wie so viele Ärzte und Pflegerinnen es taten, in eine Gaskammer geführt?

Robert Parzer ist Historiker und Polonist. Seit 2010 Redakteur des virtuellen Gedenk- und Informationsortes www.gedenkort-t4.eu.

In der aktuellen Predigthilfe von Aktion Sühnezeichen zum 27. Januar 2018 finden Sie eine kritische Bibelarbeit von Marie Hecke und Julia Watts Belser zur biblischen Rede von Krankheit und Gesundheit.

»Tiefste Daseinsfragen überhaupt«

Lothar Kreyssig leistete aktiven Widerstand gegen die schrecklichen »Euthanasie«-Verbrechen während des Nationalsozialismus. Wer war der Mensch Lothar Kreyssig, auf dessen Wirken die Arbeit von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste bis heute wurzelt?

Lothar Kreyssig wurde am 30. Oktober 1898 geboren und wuchs in Flöha, einer Mittelstadt im Vorerzgebirge südwestlich von Chemnitz auf. Er entstammte einer Kaufmanns- und Getreidegroßhändlerfamilie aus deutschnationalem Milieu, hatte künstlerische Neigungen (er spielte hervorragend Geige und schrieb Gedichte), war Kriegsfreiwilliger im Ersten Weltkrieg und studierte von 1919 bis 1922 zügig Jura in Leipzig. Zudem war Kreyssig Mitglied einer schlagenden Studentenverbindung »und bei jedem nationalen Krawall« dabei. Beim Kapp-Putsch 1920 kämpfte er bewaffnet und aktiv gegen die streikenden Arbeiter. Religion war ihm in dieser Lebensphase Ausdruck »menschlicher Schwäche, resultierend aus der Todesfurcht«. 1923 heiratete er die Leipzigerin Johanna Lederer. Vier Söhne wurden geboren. Kreyssig galt als brillanter Jurist und kam 1926 im Alter von 28 Jahren ans Landgericht nach Chemnitz.

Um 1928 – mit dem Tod seines Vaters – traten Fragen nach Sinn und Religion in sein Leben: »Für mich war es gleichwohl nur wie eine das Gehäuse sprengende, geballte Ladung … Sie brachte mich zur Bibel … ein Geburtsvorgang in der Fülle ihres Ursprungs.«, wie er in seinem autobiografischen Bericht von 1979 schrieb. Die Beschäftigung mit der Bibel, er sprach vom »lebensschaffenden Wort«, aber auch die Förderung des jungen Landgerichtsrat durch den sozialdemokratischen Landgerichtspräsidenten Rudolf Ziel schärften sein soziales Gewissen und seinen politischen Blick. Der ehemalige NSDAP-Wähler Kreyssig wurde wachsinnig! Bereits vor 1933 trat er in Widerspruch zur nationalvölkischen Bewerbung und wurde zum Verfechter von Christentum, Demokratie und Rechtsstaatlichkeit. Konflikte mit dem NS-Regime folgten daher prompt mit der Machtergreifung der Nationalsozialisten. Kreyssig eckte an und wurde denunziert. Er sollte von den neuen Volksmachthabern bereits im April 1933 aus dem Richteramt entfernt werden. Früh drohte Konzentrationslager. Er überlegte selber aus dem Richteramt auszusteigen, weil er den »Rechtsschein formaler Geordnetheit« durchschaute und seine ethisch-religiösen Grundsätze sowie sein Rechtssinn mit dem Regime in Konflikt gerieten. Kreyssig entwickelte und äußerte frühzeitig Ablehnung gegen die Nationalsozialisten. Halt fand er in der kirchlichen Opposition. Im September 1935 wurde er zum ersten Präses der Synode der Bekennenden Kirche von Sachsen gewählt. Der Titel »Präses« begleitete ihn fortan.

Widerstand gegen »Euthanasie«

Bei den Abwägungen zwischen äußerem Engagement und innerer Migration kam seine frühere Neigung zur Landwirtschaft wieder auf. »Tätige Beziehung zu den Naturkräften in Form der Landarbeit ist mir seit langem Bedürfnis.« schrieb er 1937 und kaufte im brandenburgischen Hohenferchesar einen heruntergekommenen Bauernhof. Bereits 1930/31 hatte Kreyssig in Flöha biodynamische Garten-Experimente durchgeführt und entsprechende Landwirtschaftskurse besucht. Der frische Nebenerwerbslandwirt wurde trotz seiner belastenden Personalakte als Vormundschaftsrichter an das Amtsgericht Brandenburg/Havel berufen. In dieser Funktion erhielt er im Frühjahr 1940 vermehrt standardisierte Totenscheine seiner anvertrauten »Mündel«. Verbreitete Gerüchte über

die Vernichtung »lebensunwerten Lebens« aufnehmend, schrieb er im Juli 1940 an das Reichsjustizministerium. Der Bericht ist ein einzigartiger Appell für die Würde der Menschen. Er argumentierte doppelt, mit christlichen Argumenten und mit juristischen:

»Die Frage nach dem Sinn solchen Lebens rühret an die tiefsten Daseinsfragen überhaupt. Sie führt unmittelbar auf die Frage nach Gott. So ist auch meine Stellung zu ihr und – denke ich – vieler anderer Deutscher und deutscher Richter durch meinen christlichen Glauben bestimmt. Von dort her ist die ›Vernichtung lebensunwerten Lebens‹ überhaupt ein schwerer Gewissensanstoß. Leben ist ein Geheimnis Gottes. Sein Sinn ist weder im Blick des Einzelwesens noch in dessen Bezogenheit auf die völkische Gemeinschaft zu begreifen. Wahr und weiterhelfend ist nur, was Gott uns darüber sagt. Es ist darum eine ungeheuerliche Empörung und Anmaßung des Menschen, Leben beenden zu dürfen, weil er mit seiner beschränkten Vernunft es nicht oder nicht mehr als sinnvoll begreift.«

Auch die rein juristische Denkweise »muss den Maßnahmen aus Gewissensgründen widersprechen, weil die Rechtsgewähr fehlt.« Klarsichtig schließt er dieses Protest- und Empörungsschreiben, indem er als einer der ersten auf den Zusammenhang zwischen den Massenmorden an den Benachteiligten und »Lebensunwerten« und der Einrichtung der Konzentrationslagern hinweist: »Recht ist, was dem Volke nützt. Im Namen dieser furchtbaren, von allen Hütern des Rechtes in Deutschland noch immer unwidersprochenen Lehre sind ganze Gebiete des Gemeinschaftslebens vom Rechte ausgenommen, vollkommen z. B. die Konzentrationslager, vollkommen nun auch die Heil- und Pflegeanstalten. Was beides in der Wirkung auf einander bedeutet, wird man abwarten müssen.« Bittere Prophetie im Juli 1940, als der Hitler tragende Volksstaat von Sieg zu Sieg in Europa raste und weite Teile des deutschen Volkes taumlig waren vor Größe, Wahn und Populismus.

Ein gerechter Richter

Aufgrund des Schreibens setzen mehrere Gespräche im Reichsjustizministerium ein. Unter anderen mit dem berüchtigten späteren Präsidenten des Volksgerichtshof Roland Freisler und mit Reichsjustizminister Franz Gürtner. Sie drängten Kreyssig, sein Schreiben zurückzunehmen. Sie forderten von ihm die Anerkennung des von Hitler persönlich mit Kriegsbeginn am 1. September 1939 unterzeichneten Ermächtigungsschreibens zum »Gnadentod« an Menschen mit realen oder konstruierten Handicaps, als Legitimationsdokument der flächendeckenden staatlichen »Euthanasie«. Lothar Kreyssig verneinte, dass »Führerwille Recht schaffe«. Bereits zuvor im August 1940 hatte der Amtsrichter aus Brandenburg den Direktoren der ihm unterstehenden Kranken-Anstalten verboten, Behinderte ohne seine Einwilligung zu verlegen, das heißt in den Tod schicken zu lassen. Ebenfalls in August 1940 erstattet Lothar Kreyssig Anzeige beim Oberlandesgericht Potsdam gegen den von Hitler eingesetzten Hauptverantwortlichen der »Euthanasie-Aktion«, den Reichsleiter der NSDAP, Phillip Bouhler. Der Protest Lothar Kreyssigs gegen die massenweise Vernichtung von Behinderten und Versehrten, von den Nazis als »lebensunwertes Leben« degradiert, war aktiver Widerstand. Widerstand gegen Selektion und die brutalste Form der Exklusion: Tötung und Vernichtung. Als Einziger von rund 1.200 deutschen Vormundschaftsrichtern erhob er für die Würde der Menschen, die ihnen anvertraut waren, und für ihr Leben das Wort. Er trat für die Aufgabe des Rechtes, Leben zu schützen, ein. Er riskierte sich und seine Familie.

MENSCH MIT BEEINTRÄCHTIGUNG

nennen wir Menschen, die einst als »Behinderte« bezeichnet wurden. Dieser Begriff definiert einen Menschen jedoch über ein vermeintliches körperliches oder geistiges Defizit. Behinderung bedeutet nicht Krankheit, sondern verweist auf eine gesellschaftliche Norm, denen viele Menschen nicht entsprechen. Mittlerweile legt die UN-Behindertenrechtskonvention sogar fest, dass nicht Körper eine Behinderung haben, sondern vielmehr äußere Umstände eine Behinderung für Menschen darstellen, etwa eine fehlende Rampe oder eine ablehnende Haltung von Mitmenschen. Dies verschiebt die Wahrnehmung also von Behindertsein zu Behindertwerden. Wer »Mensch mit Beeinträchtigung« sagt, legt seinen Fokus zunächst auf den Menschen und weniger auf seine Eigenschaft.

Lothar Kreyssig wurde noch 1940 in den Ruhestand versetzt. Er betrieb ohne große Drangsalierungen bis 1945 die Landwirtschaft und war in der Bekennenden Kirche als Synodaler und ordinierter Laienpastor aktiv. Zwei jüdische Frauen konnte er vor der Deportation verstecken. Dafür wurde er im Frühjahr 2017 mit dem Titel »Righteous Among the Nations« der Gedenkstätte Yad Vashem in Jerusalem ausgezeichnet. Bis zum Kriegsende 1945 wurden über 300.000 Frauen, Männer und Kinder durch verschiedene »Euthanasieprogramme« systematisch von Ärzten, Richtern und Pflegerinnen ermordet. Robert M. W. Kempner, amerikanischer Hauptankläger beim Nürnberger Prozess 1945 bis 1947 und Beobachter des Frankfurter Euthanasieprozesses von 1965 schrieb:

»Und dann kam der Höhepunkt der Aussage, wie wir sie noch nie von einem Richter vor Gericht gehört haben. Nach langsamer Überlegung erklärte der tapfere und weise Amtsrichter: ›Die Richter von damals sind schuldiger als andere, weil sie in ihrer Gesamtheit das Recht hätten besser vertreten müssen …‹«

Engagement in der Nachkriegszeit

Nach 1945 setzte sich Lothar Kreyssig für die Neugestaltung der Evangelischen Kirche der Kirchenprovinz Sachsen und des Protestantismus in Deutschland ein und arbeitete von Magdeburg und Berlin aus. Er hatte etliche kirchliche Ämter inne, knüpfte an die Bekanntschaften und Netzwerke der Bekennenden Kirche an und war in der Ökumene aktiv. Frühzeitig setzt er sich für eine nicht paternalistische und partnerschaftliche Arbeit mit psychisch kranken Menschen ein und war Pate bei der Installierung der Telefonseelsorge für Menschen in Krisensituation. Seit 1953/54 suchte er als Basis seiner vielfältigen kirchlichen Ämter nach Möglichkeiten der Versöhnungsarbeit. Versöhnung mit den von den Deutschen im Zweiten Weltkrieg überfallenen Völkern, insbesondere dem jüdischen Volk und nach Möglichkeiten der Solidarität mit den »im raschen sozialen Umbruch begriffen Völkern«, wie er die aufstrebenden um ihre koloniale Unabhängigkeit kämpfenden Länder Afrikas, Asien und Lateinamerikas um 1955 nannte. 1957 gründete er die Aktionsgemeinschaft für die Hungernden (AfdH), die heute Aktionsgemeinschaft Solidarische Welt heißt, und 1958 die Aktion Sühnezeichen. Lothar Kreyssig lebte bis 1971 in der DDR. Dann siedelten er und seine Frau nach Westberlin und in die BRD über. Präses Kreyssig starb 1986.

Der frühzeitige und weithin auf sich selbst gestellte Widerstand gegen das Massenmorden in der Aktion »Euthanasie« in Nazi-Deutschland sowie die starken Impulse für die Versöhnungs- und Friedensarbeit speisten sich bei Lothar Kreyssig aus einer tiefen Einsicht über die Würde des Menschen, die in seinem christlichen Glauben wurzelte. Empathie und Inklusion waren zu Kreyssigs Zeiten keine verbreiteten Begriffe. Ihre Anliegen und Praxis hat Lothar Kreyssig in Gesinnung und Tat, in individueller Zuwendung wie in ihren juristischen, historischen und globalen Dimensionen früher als andere erkannt und angewandt. Dabei hat er neben viel Fröhlichkeit im Herzen und Wertschätzung für seine Ziele auch die Einsamkeit beherzten Durchblicks und anhaltenden Engagements jenseits gängiger Mehrheit erlebt.

Dr. phil. Hans-Joachim Döring, Gründer des Lothar-Kreyssig-Ökumene-Zentrum der Evangelischen Kirche in Mitteldeutschland (EKM), Beauftragter für Umwelt und Entwicklung der EKM, von 1987 bis 1994 Geschäftsführer des INKOTA-Netzwerkes Ostberlin (früher AfH-Ost), 1982 Mitinitiator der Friedens-Montagsgebete in der Nikolaikirche Leipzig.

»Da ich fast vergehe vor Not«

Stimmen von Opfern der NS-»Euthanasie«-Programme

Die Eltern von Theodor Kynast haben die Hürden auf sich genommen, um sich die Kleidung ihres Sohnes zurückschicken zu lassen. Diesen Keks fanden sie in der Tasche eines Kleidungsstücks von Theodor Kynast, der am 29. November 1940 mit der Diagnose Schizophrenie in Grafeneck ermordet wurde. Ein Wort hat der 36-jährige Kynast hinterlassen: Mörder.

Schussenried, den 9. September 1939

Meine Lieben!

Da ich fast vergehe vor Not, muß ich Euch heute wieder schreiben. Denn jetzt wo die meisten Männer fort sind, muß ich hier sitzen und nichts tun u. draußen gäbe es so viel Arbeit. Jetzt gäbe es doch sicher einen Posten für schriftliche Arbeiten.
Die Hauptsache um was mir es zu tun ist, ist das, daß ich für Euch sorgen u. etwas verdienen kann u. Dir l. Marie die große Last helfen tragen darf.
L. Marie! Ich komme mit einer herzlichen Bitte an Dich heran. Gehe mit diesem Brief zu Herrn Direktor Höfle u. frage ihn ob er nicht einen Posten für mich hätte. Gestützt auf prima Schulzeugnisse, habe ich doch im 1. u. 2. Jahr der Gewerbeschule eine Belobigung erhalten u. im 3. Jahr einen Preis bekommen, ferner auf den Erfolg der Meisterprüfung im Schuhmachergewerbe, auch beherrsche ich die amerikan. Buchführung, getraue mir einen Posten für schriftl. Arbeiten zu übernehmen. Ich wäre mit ganz wenigem Gehalt zufrieden. Möge sich das Sprichwort bewahrheiten: Dem Aufrichtigen läßt es Gott gelingen.

Es grüßt Euch
Euer Vater

Der Brief ist mit einem maschinengeschriebenen Kommentar des Arztes versehen:

»H. Bader scheint sich in der Begeisterung und in dem Bestreben wieder ins Leben draussen zu kommen, einer starken Selbsttäuschung hinzugeben. Abgesehen von seiner Behinderung u. Schwäche würde er schon deshalb schwer tun, weil an solchen Stellen doch wohl meist alte eigene Kräfte verwendet werden oder aber ihm diese Schwierigkeiten von maßgeblicher Seite bestätigt würden. In dieser Zeit rascher Umstellungen sind gewagte Versuche sowieso besonders wenig rätlich.
Gez. Dr. Morstatt«

Der Schuhmacher Martin Bader wurde wegen seiner Parkinson-Erkrankung in die Anstalt Schussenried eingewiesen. 1940 ermordete ihn das Tötungspersonal in Grafeneck. Die deutschen Behörden verweigerten seiner Witwe nach 1945 eine Entschädigung. Sie erkannten Bader nicht als »Verfolgten des Nazi-Regimes« an.

Zitiert aus: »›Das Vergessen der Vernichtung ist Teil der Vernichtung selbst.‹ Lebensgeschichten von Opfern der nationalsozialistischen ›Euthanasie‹«, Hrsg.: Petra Fuchs, Maike Rotzoll, Ulrich Müller, Paul Richter, Gerrit Hohendorf, Wallstein Verlag, Göttingen 2007.

Göppingen, 27. Februar

Liebe Eltern!

Wie geht's zu Hause? Was macht Bertl immer? Was gibt's Neues? Merkle lebt wohl noch. Wann werde ich eigentlich abgeholt hier? Man meint geradezu, man stamme vom Narrenhaus ab. Frieda war neulich zu Besuch hier, was meinst Du dazu nach allem dem schweren Zeug? Ob das taugt mit dieser ekelhaften Sache? Wie geht es sonst zu Hause in Ulm, wird gebadet in der Donau im Sommer? So eine Zeit ist jetzt seit Ulm verflossen, dass man meinen könnte man wäre vergessen. Leide geradezu an Angstzuständen darum. Ist doch nichts vorgefallen von Belang, ja es ist nicht zum aushalten mehr in dieser Zwangsjacke von Dummheit und Blödheit. Schreibt bald mal was und Sicheres, kann mich nicht zum zweitenmal den Verlorenheiden aussetzen, die wirklich nicht nach all dem Wahnwitz zu mir und meiner Bertl passen. (...) So ist halt der Lauf der Welt, sie erlauben mir in dieser Hinsicht einen Einzug in ihre Affensachen? Bin also nicht mehr von Dummsdorf nach Allem. Kind armes. Herr Doktor Donat (?) führte dann diese Sache zu Ende(?). Sonst ist es jetzt erst eine Zeitlang zu Ende, alles Weitere folgt leider noch nach, sonst wieder herzliche Grüße an alle zu Hause,

Deine Else

Else Ehekircher, geboren 1902 in Ulm, war seit 1927 in der Pflege- und Heilanstalt Christophsbad in Göppingen. Über Weinsberg wurde sie am 11. Dezember 1940 nach Grafeneck gebracht und dort ermordet. Dieser letzte Brief von ihr stammt vermutlich aus dem Jahr 1940. Zitiert aus: »Spurensuche. Else Ehekircher, ein vergessenes Opfer der Euthanasie«, Dagmar Waskiewicz, Gerolzhofen, 2015.

Verschiedenheit ist die Basis gesellschaftlicher Entwicklung

Als Mitglied des Deutschen Ethikrats beschäftigten Sie sich viele Jahre mit den »Euthanasie«-Morden und der Eugenik. Warum ist es wichtig, sich mit dieser Geschichte auseinanderzusetzen?
Der Eugenik und der »Euthanasie« liegt ein Denken der Ausgrenzung und der Ausmerze von Andersartigkeit und von Fremdheit zu Grunde. Getarnt ist dies mit dem Gedanken der Erlösung von Leiden, meist nur vermeintlichem Leiden. Gerade letzteres ist auch uns modernen Menschen nicht fremd. Irgendetwas in diesem Denken spricht viele auch heute an: nicht nur der Gedanke an die Todesspritze bei schwerer Erkrankung, sondern auch der, ob es denn nicht besser wäre, Menschen mit schwerer Behinderung würden gar nicht geboren. Ich will nicht den Stab über die einzelnen Elternpaare brechen, die sich nach einem pränatalen Befund einer Behinderung für einen Schwangerschaftsabbruch entscheiden. Aber die Masse dieser Entscheidungen heute macht schon Angst. Es geht um unser tägliches Verhalten dem Anderen gegenüber, dem Behinderten, dem Fremden, dem Anstrengenden, dem Lästigen. Die Beschäftigung mit der Geschichte bringt uns dazu, die fundamentale Bedeutung des Respekts vor dem Anderen und den Rechten auf Leben und persönliche Entfaltung zu verstehen.

Ist Inklusion ein Konzept, mit dem die Erfahrung der Geschichte aufgegriffen werden kann?
Ich denke schon. Auch wenn viele Inklusion leider immer noch für ein besseres Wort für Integration halten. Dabei ist Inklusion ein philosophisches Grundprinzip mit der Botschaft »Du gehörst dazu« und »Du bist wichtig für uns andere«. Inklusion basiert auf der Anerkennung der Verschiedenheit und dem Wissen, dass diese Verschiedenartigkeit die Basis der gesellschaftlichen Entwicklung ist. Insofern greift das Inklusionskonzept eine Erfahrung der Geschichte auf, die Adorno in seinen Reflexionen über Auschwitz das »Miteinander des Verschiedenen« als Überwindung der Gleichmachung der Menschen in totalitären Systemen genannt hat.

Deutschland ratifizierte 2009 die UN-Behindertenrechtskonvention. Warum fällt es Schulen und Arbeitgeber*innen bis heute schwer, Menschen mit und ohne Beeinträchtigung zu ermöglichen, zusammen zu lernen und zu arbeiten?
Inklusion ist teuer. Das scheint in vielen Kultusbehörden erst langsam anzukommen. Außerdem verlangt Inklusion Fachwissen in der Behindertenpädagogik, in der Psychologie, in der Medizin. Wer mit der Ideologie »alle müssen gleich behandelt werden« daherkommt und eine besondere Behandlung mit Sonderbehandlung gleichsetzt, produziert ungewollt oder gewollt das Scheitern der Inklusion. Und, wie vielerorts geschehen, die Forderung zum Beispiel von Eltern behinderter Kinder, diese wieder in die Sonderschule zu schicken, weil sie da bessere Bedingungen haben.

Ist es möglich, Ethik und Wirtschaftlichkeit bei der Inklusion am Arbeitsplatz zu vereinbaren?
Selbstverständlich, allerdings nicht überall. Firmen, die je zur Hälfte mit Menschen mit und ohne Behinderung arbeiten, haben in bestimmten Branchen gute Erfahrungen gemacht. Ermutigend sind auch Arbeitsplätze auf dem ersten Arbeitsmarkt, die von behinderten Arbeitnehmern eingenommen werden, die einen Arbeitsassistenten haben. Eine wichtige Erfahrung dabei: Arbeitgeber haben kaum Schwierigkeiten mit einer eventuell geringeren Leistung von Menschen mit Behinderung. Wenn es Schwierigkeiten gibt, dann liegen diese meist im Bereich der Kommunikation und des Verhaltens. Hier setzt die Arbeitsassistenz an und hat damit oft großen Erfolg.

Das Interview führte Friederike Schmidt, Referentin für Öffentlichkeitsarbeit bei ASF.

BARRIEREFREIHEIT
ist die Voraussetzung von Inklusion. Treppenstufen sind Hürden, die vielen Menschen eine Teilhabe an der Gesellschaft erschweren, neben Menschen mit Gehbeeinträchtigung betrifft das auch Eltern mit Kinderwagen oder Senior*innen. Doch der stufenlose Zugang zu Apotheke, Arbeitsplatz und öffentlichen Verkehrsmitteln reicht nicht aus. Veranstaltungen müssen simultan in Gebärdensprache übersetzt oder untertitelt werden. Internetseiten können durch Bebilderung, Leichte Sprache oder Audio-Texte zugänglicher werden.

Dr. phil. Michael Wunder, geb. 1952, leitet das Beratungszentrum der Evangelischen Stiftung Alsterdorf in Hamburg, einer Einrichtung für Menschen mit Beeinträchtigung. Er ist Autor zahlreicher Beiträge zur Medizin im Nationalsozialismus, Behindertenhilfe, Biomedizin und Bioethik. Er war Mitglied der Enquete-Kommission »Ethik und Recht der modernen Medizin« und des Deutschen Ethikrates. Außerdem ist er Teil des Kuratoriums von ASF.

:SichSelbstBestimmen

Ein Jahr Fotoprojekt von/mit Menschen mit Beeinträchtigung

Fotograf Steven Solbrig bestimmt sich selbst

Am Anfang war die Frage: Wie sehen sich Menschen, die von der allgemeinen Öffentlichkeit – seien wir ehrlich – nach wie vor auf ihre Behinderung reduziert werden? Prompt kam die erste Aufkündigung einer Zusammenarbeit durch die Werkstattleitung – die die Kooperation nie wirklich wollte – plus Verweis auf das Hausrecht der Geschäftsführung. Die Verantwortlichen verteilten dann noch werkseigene Briefe, um vor dem von mir initiierten Kunstprojekt zu warnen. Das MACHT: eingeschüchtert abspringende Projektteilnehmende. Da waren Veranstalter*innen, die anscheinend das eingereichte Ausstellungskonzept nicht gelesen hatten und so ausgerechnet das Fotoprojekt von/mit Menschen mit Behinderung in den dunkelsten Winkel ihrer Ausstellung verbannten. Was bleibt sind altbekannte Verlegenheiten und Entschuldigungsmuster.

Da konnte es nicht verwundern, dass mir die Kolleg*innen karitativer Verbände irgendwann meine Behinderung ab-, und Egozentrismus zuschrieben. Vielleicht ist das so in den Zwischenräumen der Karriereleiter. Doch angesichts all der »Inklusion« und »kulturellen Teilhabe« in den Strategieplänen der EU, in den Leitbildern sich gründender Social-Start-Ups oder in Bewerbungen zur Kulturhauptstadt, sollte die Bilanz aus einem Jahr :SichSelbstBestimmen, eben nicht den Eindruck erwecken, dieses Fotoprojekt sei ein Spiegel gesellschaftlichen Umgangs mit Menschen mit Behinderung oder Beeinträchtigung. Denn dann muss auch ich an Arne, Margret, Marion, Anette und all die anderen denken, ihr Engagement und Vertrauen, all das, was sich auf fünf Bildern nicht erzählen lässt. Und an den Freund muss ich denken, der jetzt auf Podien sitzt, mit dem Zusatz »Aktivist«. Auch an Astra Taylors Artikel »Aktivist – Geschichte eines Kampfbegriffs« (Le Monde Diplomatique, 2016) und den von ihr markant gesetzten Unterschied zwischen Aktivismus und Organisation, das heißt zwischen Selbstausdruck und einer sozialen Bewegung. Deshalb sei die Forderung des Projektes auch für 2018:

#FürEineBewegungDerBilder! Für mehr Bewegung zwischen Menschen mit Behinderung! Selbstbestimmt: Für eine solidarische Gemeinschaft unabhängig jeder Lobby oder Behinderteneinrichtung!

Steven Solbrig, geb. 1984, ist Fotograf und arbeitet in Hildesheim zu den Themen »Inklusion« und »Barrierefreiheit«.

Aus seiner Reihe :SichSelbstBestimmen sind neben dem Selbstporträt auf dieser Seite drei weitere Fotos im Heft abgedruckt (S. 12–14).

INKLUSION

bedeutet Enthaltensein. Bei dem philosophischen Konzept der sozialen Inklusion wird im Gegensatz zur Integration nicht eine Minderheit in eine vorhandene Mehrheit eingegliedert. Stattdessen geht es um gleichberechtigte und chancengleiche Teilhabe von Anfang an. Seit 2009, als Deutschland die UN-Behindertenrechtskonvention ratifizierte, wird der Begriff Inklusion vor allem im Kontext von geistigen und körperlichen Beeinträchtigungen genutzt, etwa wenn es um gemeinsame Klassen von Kindern mit und ohne Beeinträchtigung geht. Darüber hinaus meint Inklusion jedoch den Einschluss aller Menschen in eine per se heterogene Gesellschaft. Sexuelle Orientierung, Alter, Herkunft, Geschlecht, Religion und Überzeugungen sollen keine Rolle spielen.

Die Tatsache, dass ich mit 1,38 Meter ein Kind bekommen habe, scheint viele Menschen in ihrem Dasein grundsätzlich zu erschüttern. Als ich vor kurzem mit dem Baby in der Trage spazieren ging, sprach ein Mann mich an, um zu fragen, ob es denn auch so klein bleiben würde. Und wie groß denn bitte der Vater sei. Er sagte weder »Hallo!« oder »Darf ich Sie mal was fragen?« Nein. Er riss die Augen auf und rief: »Bleibt es auch so klein?« »Nein, sooo klein bleibt es nicht«, antwortete ich. »Aber der Vater ist groß? Ist er groß?« fragte er noch einmal eindringlich nach und ich antwortete, ja, der sei wirklich unheimlich groß – zumindest aus meiner Perspektive. Im Nachhinein ärgere ich mich. Was soll das überhaupt heißen: »auch so klein«? Ich bin immerhin noch achtzig Zentimeter größer geworden als das Baby jetzt ist. Alte Damen bleiben entzückt stehen, mustern mich und sagen: »Ist das Ihres? Sie sind doch selbst noch ein Kind!« Und auch, wenn ich mich darüber freue, nicht wie Mitte dreißig auszusehen: Dass ich nicht mehr zwölf bin, sieht man auch auf fünfzig Meter Entfernung. Ja, auch ich bin oft überrascht, dass dieses Kind in mir drin war und dass ich mich nicht nur überhaupt noch bewegen konnte im zehnten Monat, sondern dabei tatsächlich auch noch recht anmutig aussah. Und dass ich dieses Neun-Kilo-Kind immer noch tragen kann und auch noch tragen werde, wenn es schwerer wird. Aber deshalb muss man ja nicht gleich völlig aus dem Häuschen sein. Das ist erst angemessen, wenn das Baby lacht. Und das tut es, Gott sei Dank, häufiger als ich unangebrachte Sprüche zu hören bekomme.

Ninia LaGrande lebt als Autorin in Hannover. Auf www.ninialagrande.de bloggt sie zu den Themen Inklusion, Familie und Feminismus. Zur ASF-Jahresversammlung 2016 moderierte sie den Poetry Slam.

Drei Selbstportraits aus der Reihe *:SichSelbstBestimmen*. Die Porträtierten haben selbst entschieden, an welchen Orten, auf welche Weise und in welchen Kostümen sie sich inszenieren wollen. Mehr dazu auf S. 11.

Im Auftrag, Menschen zu bilden

Im Gespräch mit Armin Stock, dem Konrektor der Folkehøgskole Lundheim, über inklusives Lernen in Norwegen.

In der Folkehøgskole Lundheim leben und lernen Menschen mit und ohne Beeinträchtigung gemeinsam. Was bedeutet Inklusion im Alltag für Sie?

Von unseren achtzig Schülern haben etwa 35 eine Form der Behinderung, wobei wir diesen Begriff sehr weit verstehen. Dazu zählen also nicht nur Menschen mit körperlicher Beeinträchtigung, sondern auch junge Erwachsene mit ADHS oder sozialen Problemen. Bei uns lernen keine Schüler mit geistiger Beeinträchtigung, da wir keine ausgebildeten Therapeuten, sondern Lehrer und Mitmenschen sind. Wir wollen einen Raum schaffen, an dem Berührungsängste abgebaut werden und alle Schüler voneinander lernen können.

Wie ist das Konzept der Folkehøgskole Lundheim entstanden?

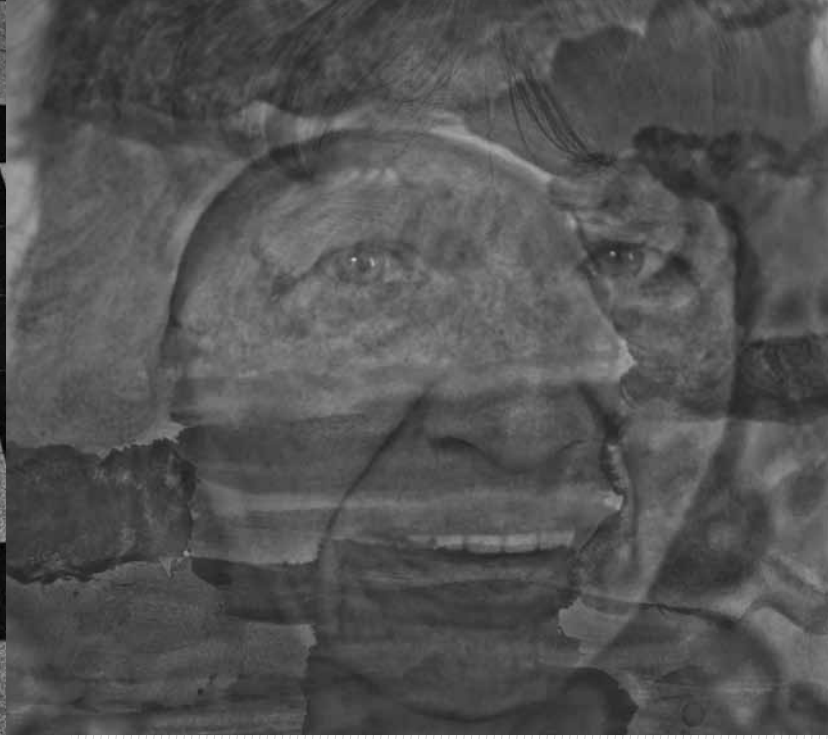
Unsere Schule wurde schon 1949 gegründet, als eine der ersten, die mit Schülern mit körperlicher Behinderung arbeitete. Diese jungen Menschen wurden damals noch zu Hause in ihren Dörfern versteckt. Unser Haupthaus ist vor fünfzig Jahren barrierrefrei gebaut worden, lange bevor dies gesetzlich vorgeschrieben wurde.

Anfang der 1990er Jahre, lange bevor die Teilhabe von Menschen mit Beeinträchtigung am kulturellen und politischen Leben durch die UN-Behindertenrechtskonvention festgeschrieben wurde, verabschiedete Norwegen entsprechende Teilhabegesetze. Wie gestaltet sich Inklusion in Norwegen heute?

Schon in den siebziger Jahren kam der Integrationsgedanke auf, aber erst seit wenigen Jahren praktizieren wir Inklusion. Diese umfasst den Menschen als gleichwertigen Teil des Ganzen. Früher sah man vor allem den Rollstuhlfahrer, heute sehen wir einen Menschen, der unter anderem im Rollstuhl sitzt. In den neunziger Jahren wurden viele Sonderschulen abgeschafft, damit Kinder nach Möglichkeit in öffentliche Schulen gehen. Bei einem so weitläufigen Land wie Norwegen bedeutet das natürlich, dass es nicht überall spezialisierte Pädagogen gibt – das ist eine Herausforderung. Doch die Betreuung der pädagogischen Teams kann auch dezentral gewährleistet werden.

Haben Sie Erfahrung mit Inklusion im Ausland gemacht?

Einen Vergleich zu Deutschland kann ich nicht ziehen. Aber wir machen jedes Jahr eine Klassenfahrt nach China. Wenn wir von Peking zur chinesischen Mauer fahren, wollen da natürlich alle drauf. Da diese der Landschaft folgt, geht es da oft steil hoch und runter. Wenn sich dann eine Schülerin aus ihrem Rollstuhl wirft und auf allen Vieren die Mauer entlang krabbelt – und das nicht nur fünfzig Meter, sondern über vier Wachtürme – dann ist es schon spannend, die Reaktionen der Leute zu sehen. Manche



applaudieren oder fragen nach, wer wir sind und was wir dort machen.

Sind Sie mit dem Konzept des inklusiven Lernens und Zusammenlebens auf engem Raum auch schon gescheitert?

Nein, das Konzept funktioniert. Natürlich gibt es Schüler, für die die Folkehøgskole Lundheim nicht geeignet ist, etwa bei psychischen Erkrankungen wie Schizophrenie. Dennoch ist unsere Anzahl an Schulabbrüchen deutlicher geringer als bei anderen weiterführenden Schulen.

Sollte die Idee der Behindertenwerkstätten weichen, um Menschen mit Beeinträchtigung zu ermöglichen, auf dem ersten Arbeitsmarkt zu bestehen?

Beides muss möglich sein. Ein guter Ingenieur ist auch im Rollstuhl ein guter Ingenieur. Wenn allerdings eine intellektuelle Schwerbehinderung vorliegt, muss man auf Werkstätten zurückgreifen können, wo einfachere Arbeiten gemacht werden. Aber auch, wer dort arbeitet, hat dann ein normales Leben mit eigener Wohnung, Betreuung und Freizeit. Andere wiederum studieren oder machen eine Berufsausbildung. Das ist bei unseren Ehemaligen nicht anders.

Was muss sich ändern, um die Lern- und Lebenssituation von Menschen mit Beeinträchtigungen zu verbessern? Was kann Ihre Schule dazu beitragen?

Unser Auftrag als Schule ist es Menschen zu bilden, nicht nur sie auszubilden. Das hat mit Persönlichkeitsentwicklung zu tun. Und unsere Absolventen verstehen wir als Botschafter, die Berührungsängste in der Gesellschaft weiter abbauen helfen.

Das Interview führte Kornelius Friz, freier Redakteur für ASF.

Armin Stock war 1984/85 ASF-Freiwilliger in Norwegen. Er ist Lehrer für Medien- und Gesellschaftskunde, Konrektor der Folkehøgskole Lundheim und Koordinator für die norwegischen und deutschen Freiwilligen. www.lundheim.fhs.no

Es kann nicht sein, dass vor vierzig Jahren der erste Mensch den Mond betreten hat, ich aber in die Sparkasse gegenüber nicht reinkomme. Man sollte nicht immer nur über Inklusion reden: Das ist reine Theorie, keine Praxis. Stattdessen muss mehr umgesetzt werden. Ich kann das Wort Inklusion nicht leiden. Es ist ein Armutszeugnis für unsere Gesellschaft, dass wir Synonyme für Menschlichkeit erfinden müssen.

Wenn ich mir etwas wünschen könnte, dann, dass mein Treppenlift schneller als gefühlte 0,2 km/h fährt. In dem Teil vergeht viel Lebenszeit.

Tan Caglar, 37, ist Rollstuhlbasketball-Bundesligaspieler, Model und Comedian.

F. ist 14 und die Pubertät beschäftigt uns derzeit viel mehr als seine Behinderung. Handynutzung, Zimmer aufräumen, im Haushalt mithelfen, Pornografie, Verantwortung übernehmen: Es sind dieselben Themen, die andere Familien beschäftigen. Dass F. sich nicht so gut ausdrücken kann, führt natürlich zu noch mehr Frust als in diesem Alter sowieso da ist.

F. war nicht immer mein Sohn. Ich habe ihn vor fünf Jahren in seinem Herkunftsland Burundi kennengelernt und nach einem mühsamen Prozess vor zwei Jahren adoptieren können. Von seiner Behinderung wusste ich also von Anfang an, was Menschen oft zu ätzend respektlosen Kommentaren verleitet: »Wieso hast du dir denn kein Normales ausgesucht?« Überhaupt war in Ruanda und Burundi vieles einfacher. Wir haben dort mit Freund*innen zusammen gelebt und mehr Verantwortung füreinander übernommen, als das in Deutschland üblich ist. So verteilten sich Sorgen auf mehreren Schultern. Auch war es kein Problem, eine Regelschule zu finden, die F. besuchen konnte – und die sich selbst um eine Schulbegleitung gekümmert hat. Hier ist es ein Kampf, eine Begleitung bewilligt zu bekommen: Alle zwei bis drei Monate müssen wir einen neuen Antrag stellen und bekommen dann zu wenige Wochenstunden bewilligt. Alle Regelschulen und freien Schulen, an denen wir uns vorgestellt hatten, haben uns abgelehnt. F.s Kombination aus Lernverzögerungen, Gehörlosigkeit und Trauma war den Verantwortlichen »zu krass«, »zu belastend für die Klasse« oder einfach »zu viel«.

J. liebt ihren großen Bruder abgöttisch und hat ganz selbstverständlich angefangen zu gebärden, als sie ein halbes Jahr alt war. F. kann mit seiner viel jüngeren Schwester gerade nicht so viel anfangen und immer wieder kommen Eifersucht und Verlustangst hoch, die er auf sie projiziert. Das ist schwierig für mich. Ich kann gut verarbeiten, dass F. mir manchmal vorwirft, was er mit seinen biologischen Eltern durchmachen musste. Aber wenn er J. anschreit, fühle ich mich überfordert und verzweifelt.

Inklusion bedeutet für mich, dass alle Menschen mit ihren unterschiedlichen Bedürfnissen und Fähigkeiten Zugang zu denselben Räumen haben – Bildung, Gesundheitssystem, Freizeit, Sexualität – wenn sie das wünschen. Andersartigkeit wird als Bereicherung für alle gesehen, nicht als Belastung.

Anne Kerlin, 28, lebt mit ihrer Familie in Leipzig.

»Aber die neue Kunst, ein zerbrochener Spiegel, findet nicht weniger, sondern mehr Schönheit.« *

Zum Titelbild: »Zerbrochene Schönheit – Selbstportrait mit Spiegel«

Das Coverbild dieses *zeichens* ist als Studie für die Serie »Handarbeit« entstanden. In der Serie porträtiere ich Menschen in ihrem Arbeitsumfeld, die mit dem gleichen Handicap leben und arbeiten wie ich. Beim Shooting zerbrach mir versehentlich der Spiegel – ein großes Glück für die Fotoarbeit. Wenig später entdeckte ich das Buch »Zerbrochene Schönheit« von Tobin Siebers. In den gesammelten Essays zum Verhältnis von Kunst und Behinderung entwirft er einen Schönheitsbegriff jenseits marktkonformer Standards. Behinderung besitzt für Siebers einen eigenen und für die moderne und zeitgenössische Kunst unverzichtbaren ästhetischen Wert.

Fabian Ng'uni, geboren 1983, ist Straßenpoet (dude&phaeb/Daily Concept), Fotograf (streetpoetry.de) und macht Öffentlichkeitsarbeit für die BBW-Leipzig-Gruppe.

** Tobin Siebers »Zerbrochene Schönheit – Essays über Kunst, Ästhetik und Behinderung«, S.91, transcript 2015. Der Essayband ist kostenlos im Volltext zum Download verfügbar. www.transcript-verlag.de/978-3-8376-1132-8/zerbrochene-schoenheit*

Selbstporträt aus der Reihe :SichSelbstBestimmen

Ein Lernprozess zum Thema Inklusion

»Respekt, dass du dich das traust mit so behinderten Menschen! Ich könnte das ja nicht«, sagte eine Bekannte zu mir. Im Sommer 2005 begann ich meinen Freiwilligendienst. In Granly – einer Lebensgemeinschaft für Menschen mit Behinderung in Süd-Norwegen. Die Aussage meiner Bekannten irritierte mich. Menschen mit Beeinträchtigungen gehörten zu meiner alltäglichen Lebenswelt. Ich kannte sie von Kindergeburtstagen und Schulfesten meiner Schwester, die selbst mit einem Handicap lebt. Deswegen wollte ich unbedingt in so einem Projekt arbeiten. Ich stellte mir das Leben in Granly nett, witzig, gemütlich und, naja, alltäglich vor.

Ein Jahr lebte ich mit Sören, Tove, Aina, Dagvin und Emil, meinen Mitbewohner*innen mit besonderen Fähigkeiten und Bedürfnissen, in einem großen alten Landhaus zusammen. Zwölf Jahre ist das her. Ich erinnere mich an das Kichern von Aina, nachdem sie mir einen schallenden Kuss auf die Wange gegeben hat. An das Knirschen von Schnee bei minus 25 Grad. An das gemeinsame Frühstück mit meinen fünf bezaubernden Mitbewohner*innen. Schnell lernte ich, wie man erwachsene Menschen duscht, wickelt und füttert. Aufgaben, die nicht in jeder WG anfallen. Meine Mitbewohner*innen brachten mir im Gegenzug viele andere Dinge bei: Norwegisch, Gelassenheit und Freude an den kleinen Dingen. Über Inklusion dachte ich dabei nicht nach.

Nach dem Freiwilligendienst studierte ich Heilpädagogik. Hier lernte ich das Konzept der Inklusion kennen. Ich fand die Idee der gleichberechtigten, unterstützenden Teilhabe von Menschen mit Beeinträchtigung sinnvoll und gut. Meine beschauliche Lebensgemeinschaft analysierte ich daraufhin kritisch. Inwiefern hatten Sören, Tove, Aina, Dagvin und Emil die Möglichkeit zur gesellschaftlichen Partizipation? Habe ich sie dabei unterstützt, an politischen Prozessen teilzuhaben? Durften sie selbst entscheiden, was sie wollen? Hatten sie Zugang zum Bildungssystem? Der Abgleich zwischen Theorie und tatsächlichem Alltag frustrierte mich. Ich stellte fest, dass mein wundervolles Granly überhaupt nicht inklusiv war: Die Bewohner*innen hatten kaum die Möglichkeit, ihren individuellen Tagesablauf mitzugestalten. Ich hatte nie mit ihnen darüber gesprochen, wen sie wählen würden; wusste nicht, ob sie überhaupt wählen durften. Die Erkenntnis, dass mein Ideal der Inklusion nicht mit meiner erlebten Praxis zusammenpasste, tat weh. Dennoch fand ich beides gut: Granly und Inklusion.

Maritt Merfort, rechts, bei der Freiwilligenarbeit im südnorwegischen Granly.

Heute arbeite ich als Sonderpädagogin. Das inklusive gemeinsame Lernen von Schüler*innen mit und ohne Behinderung prägt meinen Arbeitsalltag. Die Lehrer*innen an der Schule finden Inklusion gut, sind aber oft von der Umsetzung herausgefordert. Es gibt schöne Momente, etwa wenn die ganze Klasse den Unterricht schwänzt und ein autistischer Junge dabei ist, den es enorme Überwindung kostet, dem Lehrer nicht von diesem Regelbruch zu erzählen. Es gibt aber auch unbefriedigende Situationen, wenn etwa eine Schülerin wegen ihrer lauten, chaotischen Klasse mit 32 Schüler*innen im Unterricht überfordert und reizüberflutet ist. Auch hier ist nicht alles inklusiv.

Meine Erfahrung aus Granly hilft mir, den Abgleich zwischen Theorie und gelebtem Schulalltag auszuhalten. Gelassenheit, Fröhlichkeit und Akzeptanz für eigene Grenzen habe ich von meinen ganz besonderen Mitbewohner*innen gelernt. Dafür bin ich heute sehr dankbar. Und am Ende frage ich mich, ob Granly nicht doch inklusiver ist, als ich auf den ersten Blick dachte. Freundschaften über Grenzen hinweg sind doch vielleicht auch ein Kriterium für Inklusion.

Maritt Merfort, Jahrgang 1985, ist Heilpädagogin und Bildungswissenschaftlerin. Derzeit arbeitet sie als Sonderpädagogin an einem Berliner Gymnasium. 2005/06 war sie Freiwillige in einer Lebensgemeinschaft mit Menschen mit Beeinträchtigung in Norwegen.

Urlaub mit Ward

Wir sind in Nordfrankreich auf Arkvakantie. Das heißt, vier Gäste der Arkgemeenschap Antwerpen – sie haben körperliche Beeinträchtigungen – und vier Assistent*innen machen dort gemeinsam Urlaub. Unseren Alltag haben wir in Mortsel bei Antwerpen in drei Häusern der Arche. Wir kennen uns durch gemeinsame Arbeiten in der Werkstatt und von wöchentlichen Treffen aller Häuser.

Am zweiten Tag ruft Robbert uns alle zusammen und sagt: »Ward ist gestorben.« Jandte und Cindy fangen an zu weinen. Jandte umarmt uns andere immer und immer wieder, sucht Trost und tröstet andere. Geeraard, der Ward schon seit Kindestagen kennt und mit ihm im Haus »De Windroos« lebt, versteht nach und nach, was sie Trauriges berichtet. Über die Tage wiederholt er immer wieder: »Ward ist tot. Gestorben. Und jetzt im Himmel.« Ab diesem Morgen stellen wir bei jedem Essen eine Kerze auf den Tisch, besprechen gemeinsam mit den Gästen, dass wir dies als Zeichen aufstellen, an Ward zu denken. Auch eine Kerze kann trösten. Abends erzählen wir uns in Erinnerungsrunden von Ward. Jandte: »Mittwochs war er immer mit mir in derselben Schwimmgruppe«. Oder Geeraard: »Ward war ein guter Freund.« Ward ist in unserem Urlaub sehr präsent.

Ward war mit 72 Jahren der älteste Bewohner der »Windroos« und das Alter beeinträchtigte ihn zunehmend. Ohne Rollstuhl konnte er sich kaum mehr fortbewegen. Es tat ihm weh, nicht mehr unabhängig zu sein. Trotzdem genoss er das Leben und hatte Spaß an allen möglichen Unternehmungen.

Nach zehn Tagen kehren wir aus unserem Urlaub zurück. Wie deutlich wird mir die Leere, die Ward hinterlässt. Keine Begrüßung und neugierige Fragen von ihm, kein Winken aus seinem immer offenen Zimmer. Kein Klagen über einen anderen Assistenten, kein freundliches »Danke«, wenn man ihm am Esstisch seinen schwarzen Kaffee einschenkt. Am nächsten Tag ist die Beerdigung. Wir »Windroosen« versammeln uns während des Gottesdienstes im Kreis um die Urne. Mich berührt dieser Moment mit all den Menschen, mit denen ich ein Jahr gelebt und gearbeitet habe, Abschied zu nehmen. Als Bestandteil dieser besonderen Gemeinschaft. Am Abend schicken wir Heliumballons mit selbst gestalteten Karten zu Ward in den Himmel. Ein Bild, das den Gästen und mir im Kopf bleibt. Wenn ich an ihn denke, erinnere ich mich vor allem an Wards Interesse an anderen Menschen. Gerade das wird der »Windroos« fehlen.

Benedikt Schilling, geb. 1997, war 2016/17 Freiwilliger in der Arkgemeenschap Antwerpen. Eine Arche ist eine Lebens- und Arbeitsgemeinschaft von Menschen mit und ohne Beeinträchtigungen. Sein Freiwilligendienst wurde gefördert vom Bundesamt für Familie und zivilgesellschaftliche Aufgaben im Rahmen des IJFD.

IJFD

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend

Auf der Kinder-Sommerfreizeit in Zhdanovichi bei Minsk.

Freizeit ohne Disko

Ab nach Nadeschda! Einige Bewohner*innen des Heimes für Erwachsene mit Behinderung fuhren im Februar von Minsk aus wie fast jedes Jahr auf eine Winterfreizeit in die dortige Erholungsstätte. Endlich raus aus dem Heimalltag, raus auf's Land, und das auch noch mit mehr Betreuer*innen. Nadeschda beherbergt Schulklassen, aber es kommen auch schon lange Freizeiten für Menschen mit Behinderung. Ein Highlight ist dabei immer der Disko-Abend: Ein großer Raum, laute Musik, buntes Licht. Und oft ist es das erste Mal, dass unsere Bewohner*innen mit anderen Jugendlichen und Erwachsenen in der Anlage in Kontakt kommen. Auch dieses Jahr war der Diskobesuch ein Spaß, egal wie alt, ob mit oder ohne Rollstuhl, ob schüchtern oder nicht, alle tanzten ein bisschen mit. Umso größer war die Enttäuschung am nächsten Tag, als es von der Leitung der Ferienanlage hieß, dass es gut wäre, wenn wir zum nächsten Disko-Abend bitte nicht mehr kommen würden. Die Eltern einiger Kinder hätten sich engagiert darüber beschwert, dass auch Erwachsene mit Behinderung in der Disko waren. Das war natürlich nicht hinzunehmen, aber die Leitung der Anlage blieb dabei. Als Kompromiss bot sie an, einen separaten Disko-Abend für Menschen mit Behinderung und ihre Betreuer*innen zu veranstalten. Aber das war natürlich nicht das Gleiche.

Schon die Freizeit in diesem Sommer fand in einer anderen Anlage statt. Dort waren wir nur mit den Kindern aus unserem benachbarten Kinderheim. Wir sind fast jeden Abend in die Disko gegangen und wurden herzlich aufgenommen.

Lucas Oswald, geb. 1998, war 2016/17 Freiwilliger bei der belarussischen Organisation zur Hilfe von Kindern und Jugendlichen mit Beeinträchtigung in Minsk (BelAPDI i M). Sein Freiwilligendienst wurde gefördert durch das Programm Erasmus+ Jugend in Aktion im Rahmen des Europäischen Freiwilligendienstes.

Erasmus+

Mehr inklusive Momente

Die AG Inklusion engagiert sich, um die Sommerlager von ASF noch inklusiver zu machen. Ein Gespräch mit den Teamerinnen Hannah Lichtenwagner und Helene Utpatel

Was inspiriert Euch an der vertieften Arbeit zu Inklusion?
Hannah: Wir wurden durch die Arbeit in inklusiven Sommerlagern neugierig, wie wir das Konzept Inklusion dort noch besser umsetzen können. Andererseits haben wir die Erfahrung gemacht, dass Inklusion in Sommerlagern auch von selbst stattfindet. Unser Ziel ist es, die Bedingungen zu schaffen, damit sich inklusive Momente häufen.
Helene: In der AG haben alle einen persönlichen Bezug zum Thema. Mir selbst hat eine Erfahrung während eines Sommerlagers die Augen geöffnet. Wir hatten uns auf eine inklusive Sommerlagergruppe gefreut. Doch sehr schnell wurden wir mit unseren eigenen Ansprüchen, den Vorstellungen der Gruppe, den Bedürfnissen einer und eines jeden Einzelnen konfrontiert. Das überforderte mich als Teamerin. Dass Inklusion, auch wenn sie gewollt und durchdacht ist, nicht von selbst funktioniert, motiviert mich, weiterzudenken und auszuprobieren.

Welche konkreten Erfahrungen habt ihr gemacht mit Inklusion in Sommerlagern?
Hannah: Ich habe verstanden, dass Inklusion kein Konzept ist, das ich anderen überstülpen kann. Es bedeutet, den Blick auf Stärken, nicht auf Schwächen zu richten. Der offene Umgang mit beidem erzeugt in Sommerlagern oft großes Vertrauen und stärkt die Gruppe.
Helene: Genau. Das Miteinander in der Gruppe verändert sich, wenn Menschen dabei sind, die besondere Bedürfnisse haben, auf die alle achtgeben müssen, damit es dem Einzelnen in der Gruppe gut geht. Herausfordernd empfand ich, die Balance in der Gruppe zu wahren. Wenn sich alle wohlfühlen sollen, darf es nicht ausschließlich um das Erfüllen der Bedürfnisse einer Person gehen. Ich musste auch meine eigenen Ansprüche an die zu leistende Arbeit anpassen.

Was bedeutet Inklusion im Sommerlager-Bereich? Was sind eure Ziele als AG?
Hannah: Wir brauchen konkrete Methoden und einen geschulten Blick auf ausschließende Elemente. In der konkreten Arbeit habe ich erkannt, dass es schwieriger ist, die Momente zu registrieren, in denen Menschen ausgeschlossen werden und dann im richtigen Moment adäquat zu reagieren. Wir als AG wollen unser gesammeltes Wissen bestmöglich an die zukünftigen Teamer*innen weitergeben. Dafür erarbeiten wir Workshops und wollen ein Methodenhandbuch überarbeiten.
Helene: Wir möchten mehr Sommerlager mit Teilnehmenden mit und ohne Beeinträchtigung. Wir betonen das Thema Inklusion – auch mit seiner weiten Bedeutung des guten Zusammenlebens aller Menschen – für alle Sommerlager und helfen, es allen Teilnehmenden gleichermaßen erfahrbar zu machen. Die thematische Auseinandersetzung und Weiterbildung ist ein Standbein der AG. Hilfestellungen für die Praxis, wie etwa die Entwicklung inklusiver Methoden, ein zweites.

Norwegische Gebärdensprache bereichert

Da ich Norwegisch und die norwegische Gebärdensprache gleichzeitig gelernt habe, sind die Sprachen in meinem Kopf untrennbar verknüpft. Mir fällt es schwer, ohne Gebärden norwegisch zu sprechen. Das hat immer wieder zu Verwirrungen geführt: Als ich an der Supermarktkasse gefragt wurde, ob ich eine Tüte möchte, habe ich mit der Gebärde für »Nein« geantwortet. Wenn der Kassierer mich dann nur fragend anschaute, merke ich wieder, dass es nicht selbstverständlich ist, diese Sprache sprechen und verstehen zu können.

In meinem Projekt, einer Einrichtung für Gehörlose, wird neben Norwegisch auch die norwegische Gebärdensprache gesprochen. Zudem sind viele meiner Kolleg*innen taub oder hörgeschädigt. Direkt in der ersten Woche bekam ich meinen ersten Gebärdensprachkurs. Das war schwierig, da die Lehrerin selbst taub war. So habe ich gelernt, mich wirklich mit Händen und Füßen zu unterhalten. Doch meine tauben Kollegen waren geduldig mit mir und halfen mir immer, wenn es Probleme gab. So war die Hemmschwelle, selbst zu sprechen, gering. Es war schön zu merken, mit welcher Selbstverständlichkeit alle im Projekt gebärden. Ich wurde praktisch zur Gebärdensprache gezwungen.

Oft habe ich Anerkennung erfahren, wenn ich erzählte, dass ich mit Menschen mit einer Beeinträchtigung arbeite und dabei auch Gebärdensprache lerne. Viele meiner Freunde können nun ihren Namen in Gebärdensprache buchstabieren und fragen mich manchmal nach der Gebärde für bestimmte Wörter. Es macht mich stolz, dass ich diese Sprache sprechen kann. Dennoch mache ich mir immer wieder bewusst, dass es etwas anderes wäre, in vielen Situationen auf hörende Mitmenschen angewiesen zu sein.

Nicht nur bei der Arbeit war es hilfreich, gebärden zu können. Als meine Mitbewohnerin und ich in Oslo feiern waren – die Musik war wirklich laut – konnten wir uns dennoch unterhalten: mit Gebärden. Wir haben dabei zwar auch komische Blicke von anderen gefangen, doch die norwegische Gebärdensprache ist für mich eine Bereicherung.

Irene Voortman, Jahrgang 1997, war 2016/17 Freiwillige im Conrad-Svendsen-Senter Oslo, einer Einrichtung für Gehörlose. Ihr Freiwilligendienst wurde gefördert vom Bundesamt für Familie und zivilgesellschaftliche Aufgaben im Rahmen des IJFD.

IJFD
Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend

»Siehe, ich mache alles neu.«

Einige Jahre war ich Pastorin in der Evangelischen Stiftung Alsterdorf in Hamburg.
Wir haben in diesen Jahren viele Menschen beerdigt.
Die meisten hatten Schlimmes erlebt.
Manche wurden wie Verrückte behandelt.
Dabei waren sie nur anders.
Andere waren von den Nazis verfolgt worden.
Das war in den 30er Jahren im letzten Jahrhundert.
Menschen mit Behinderungen wurden in der Zeit als Menschen zweiter Klasse betrachtet.
Sie bekamen wenig Hilfe. Viele wurden weggeschickt.
Manche in den Tod.

Einmal habe ich einen alten Mann beerdigt.
Ich nenne ihn Hans.
Der hatte in diesen Jahren in Alsterdorf gelebt.
Mit zwei Jahren war er dorthin gekommen.
Er hatte sechs Geschwister.
Seine Eltern haben ihn weggeben.
Alsterdorf war damals eine Anstalt.
Ein Ort mit Zaun darum herum. Ein Ort mit strengen Regeln.
Der Pastor damals hat das Kind getauft.
Normalerweise bekommt jedes Kind einen Tauf-Spruch aus der Bibel.
Ich habe die Urkunde von Hans gesehen.
Die Zeile »Bibelvers« war leer.
Hans war ein Kind zweiter Klasse.
Selbst für den Pastor.

Mit 13 wurde er wieder weggeschickt.
Nach Mainkofen in Bayern.
Heute ist das eine wichtige Klinik.
Damals wurden Menschen dort gequält.
Sie wurden in Lager geschickt. Dort sollten sie sterben.
Weil sie anders waren. Weil sie krank waren.
Weil sie jüdische Menschen waren.
Oder weil man sie »behindert« nannte.
Die Menschen dort mussten hungern.
Auch Kinder mussten schwer arbeiten.
Die meisten starben.

Und ich sah einen neuen Himmel und eine neue Erde, denn der erste Himmel und die erste Erde sind vergangen. Und das Meer ist nicht mehr. (Apk.21,1)

Hans hat überlebt. Das haben nur ganz wenige.
Im Dezember 1946 kam er zurück nach Alsterdorf.
Auf welchem Weg? Ich habe gefragt.
Hans war lange stumm.
Seine Pfleger schrieben: Er braucht ständig jemanden.
Ich habe gedacht: Was habt ihr mit ihm gemacht?

Hans lernte einfache Arbeiten. Er arbeitete in der Werkstatt.
Er war am liebsten allein.
Manchmal machte im Gemeinschaftsraum jemand den Fernseher an. Dann ging er aus dem Zimmer.
Er wohnte mittlerweile in einer Wohngemeinschaft auf dem Alsterdorfer Gelände. Er konnte mit Geld bezahlen.
Er konnte anderen helfen. Er wurde ruhiger.

Und der auf dem Thron saß, sprach: siehe, ich mache alles neu.

Im November 2002 zog Hans um.
Da war er 73.
Zum ersten Mal in seinem Leben wohnte er in einem eigenen Zimmer mit Bad und Küche.
Er bekam einen eigenen Sessel.
Er konnte sein Zimmer selber einrichten.

LEICHTE SPRACHE

ist eine sprachliche Ausdrucksweise des Deutschen, die auf leichte Verständlichkeit abzielt. Dieses spezielle Regelwerk umfasst neben Rechtschreibregeln auch Empfehlungen zu Typografie und Mediengebrauch. Die Leichte Sprache soll Menschen, die aus unterschiedlichen Gründen über eine geringe Kompetenz in der deutschen Sprache verfügen, das Verstehen von Texten erleichtern. Sie dient damit auch der Barrierefreiheit (s. S. 10).

Zentrale Prinzipien der Leichten Sprache:

1. Es sollen kurze Sätze verwendet werden. Lange Sätze mit mehr als 15 Wörtern werden in mehrere Sätze aufgeteilt.
2. Jeder Satz enthält nur eine Aussage.
3. Der Konjunktiv sollte nicht verwendet werden.
4. Abstrakte Bilder sind zu meiden. Wo sie notwendig sind, sollen sie durch anschauliche Beispiele oder Vergleiche erklärt werden.

Ich sah einen neuen Himmel und eine neue Erde.
Siehe, ich mache alles neu.

Eine junge Frau kümmerte sich um ihn.
»Persönliche Assistentin« hieß das mittlerweile.
Ich nenne sie Rosie. Rosie war neu in dem Beruf.
Hans war der erste, um den sie sich in ihrem neuen Beruf kümmerte.
Und Hans hatte zum ersten Mal im Leben jemanden.
Ein Mensch war für ihn da.
Was für ein Glück!

Für Rosie war das ihr Beruf.
Aber sie hat erzählt: Er war wie ein alter Freund.
Und er war so stolz auf sie. Sie gingen spazieren.
Einkaufen. Kaffeetrinken.
Zum ersten Mal in seinem Leben war das für ihn so.
Er sagte: Ich will dahin gehen! Oder dorthin!
Er hatte Wünsche. Manches davon war anstrengend.
Manchmal war er zu laut. Aber er lachte. Menschen lachten mit. Er hatte etwas zu erzählen.

Siehe, ich mache alles neu.

Hans hat so viel durchgemacht.
Und Hans konnte verzeihen. Das haben alle erzählt.
Manchmal war er laut.
Dann haben die Mitarbeitenden mit ihm geschimpft.
Dann hat er ihnen die Hand hingestreckt.
Hans wollte freundlich sein. Er konnte sich freuen.
Vor allem, wenn Rosie da war.
Dann war seine Welt in Ordnung.

Ich habe Fotos gesehen.
Von beiden, Rosie und Hans. Ihre Gesichter sind wie Sonnen.
Beide strahlen. Es sieht wunderschön aus.

Hans war viel krank. Sein Magen tat ihm weh.
Eines Abends kam er ins Krankenhaus.
Er ist ganz schnell gestorben. Alle waren überrascht.
Es ging ganz plötzlich.
Rosie hat an dem Tag in einem anderen Haus gearbeitet.
Wo ist Hans, fragte sie. Hans ist gestorben. Er hat gelächelt.
Grüßt Rosie, hat er gesagt.

Vielleicht war es für ihn ja so wie in dem Gedicht
von Erich Fried:

Noch einmal sprechen
Von der Wärme des Lebens.
Damit noch einige wissen:
Es ist nicht warm
Aber es könnte warm sein.
Bevor ich sterbe
Noch einmal sprechen
Von Liebe
Damit noch einige sagen:
Das gab es
Das muss es geben
Noch einmal sprechen
Vom Glück der Hoffnung
Auf Glück
Damit noch einige fragen:
Was war das
Wann kommt es wieder?

Und Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen. Und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid noch Geschrei noch Schmerz wird mehr sein, denn das erste ist vergangen. Siehe, ich mache alles neu.

Amen

Anne Gidion, Pastorin, Studium der Kunstgeschichte, Mitglied der Internationalen Societas homiletica, Autorin, Doktorandin in Praktischer Theologie zu »Religiöser Rede als Leichter Sprache« an der Universität Leipzig. Sie ist aktiv im Netzwerk Kirche inklusiv.
www.netzwerk-kirche-inklusiv.de/in-leichter-sprache.html

Sommerlager Budapest

Renovierungsarbeiten auf dem alten Jüdischen Friedhof, bewegende Gespräche mit Zeitzeug*innen und eine eigene Aktion im Stadtzentrum: So war das ASF-Sommerlager in der ungarischen Hauptstadt.

Zu Beginn der ersten Woche lernten wir unseren Projektpartner, den Jüdischen Kulturbund Mazsike, kennen und machten uns mit unserem Arbeitsort, dem Friedhof außerhalb der Stadt vertraut. Auf Führungen mit Kulturwissenschaftler*innen, Kunsthistoriker*innen und Historiker*innen durch das ehemalige Budapester Ghetto und über das Friedhofsareal lernten wir viel über die Ausdifferenzierung jüdischer Glaubenstraditionen, die komplexe Geschichte Ungarns und das heutige politische Geschehen im Land.

Insbesondere die Geschichte Ungarns zur Zeit des Zweiten Weltkrieges durften wir auf ganz besondere Weise erfahren. In Zusammenarbeit mit Mazsike hatten wir die Ehre, gleich vier Überlebende und Zeitzeug*innen des Holocaust zu treffen und ihre bewegenden Geschichten zu hören. Als Kinder oder Jugendliche wurden sie deportiert, als Zwangsarbeiter*innen an der Front oder in Österreich eingesetzt und überlebten bis Kriegsende zum Teil gleich mehrere Verschleppungen in Konzentrationslager.

Am Freitagabend hatten wir die Gelegenheit, beim Shabbat-Gottesdienst einer Gemeinde in ihrer Synagoge dabei zu sein. Für viele von uns war es der erste jüdische Gottesdienst.

In der Zweiten Woche verschob sich unser Fokus etwas von der Arbeit auf dem Friedhof in Richtung inhaltlicher Arbeit. Wir trafen etwa Imre Mécs, einen Zeitzeugen des ungarischen Aufstands von 1956, der sich bis heute für Demokratie engagiert. Gemeinsam mit unseren vorherigen Gesprächen mit Überlebenden bildete dies die Grundlage, um uns mit den Begriffen Widerstand und Courage sowie ihrer Bedeutung für uns auseinanderzusetzen. Wir fragten uns: Wie sieht Widerstand heute aus? Einer Antwort versuchten wir uns etwa durch die Beschäftigung mit Problemen in der heutigen Europäischen Union zu nähern. Wir sprachen über unsere Sicht auf die EU und unsere Wünsche und Forderungen für ein besseres Europa. Am Ende dieses Prozesses stand ein Flashmob in der Budapester Innenstadt, bei dem wir unsere gemeinsamen und individuellen Gedanken zu einem besseren Europa mit Straßenkreide sichtbar in den öffentlichen Raum trugen. Überraschend viele Passant*innen zeigten sich interessiert an unserer Aktion, kamen mit uns ins Gespräch, ergänzten eigene Wünsche und nahmen Projekt-Flyer und T-Shirts mit.

Marcel Zentel, Jahrgang 1988, arbeitet als studentischer Mitarbeiter im ASF-Büro in Berlin. Er war Teil des Sommerlager-Teams in Budapest.

Kofinanziert durch das Programm „Europa für Bürgerinnen und Bürger" der Europäischen Union

Ein Gedenkpfad entsteht

Stop! Erstmal nachschauen, wo das überhaupt ist: Hailfingen-Tailfingen. So ging es nicht nur uns Teamenden, sondern auch vielen Teilnehmenden, als es hieß: zwei Augustwochen Sommerlager mit Aktion Sühnezeichen Friedensdienste. Diese kamen aus den verschiedensten Ecken der Welt: Spanien, Polen, Belarus, Deutschland, Russland, Aserbaidschan und Italien. Aha, Hailfingen-Tailfingen liegt also in Baden-Württemberg.

Das KZ-Außenlager von Natzweiler-Struthof im Elsass existierte von November 1944 bis Februar 1945. Von den 601 inhaftierten jüdischen Häftlingen starben in dieser Zeit mindestens 186. Dank eines engagierten Vereins besteht seit 2010 die Gedenkstätte in Tailfingen und ein Mahnmal auf dem ehemaligen Flugplatz. Geografisch und historisch gerüstet, machten wir uns auf in zwei Wochen voller Erfahrungen und Überraschungen.

In der Gedenkstätte Hailfingen-Tailfingen fand zum ersten Mal überhaupt ein Sommerlager statt. Es sollte uns die Gedenkstätte näher bringen, indem wir uns persönlichen und ganz praktisch mit dem Ort und dessen Geschichte beschäftigten. Harald Roth und Johannes Kuhn betreuten als Aktive des Vereins die inhaltliche Auseinandersetzung mit der Gedenkstätte. Sie führten uns in den Ausstellungsraum und das Dokumentationszentrum ein. Dort hatten wir Zeit, uns intensiv mit den Schicksalen der Häftlinge zu beschäftigen, indem wir Videoaufzeichnungen und Dokumente der Überlebenden studierten. Gemeinsam mit lokalen Skulpturkünstlern arbeiteten alle Teilnehmenden an eigenen Skulpturen, die auf dem Gedenkpfand, der über die Start- und Landebahn führt, aufgestellt wurden. Mit Uli Gsell, Ralf Ehmann und Rudolf Kurz übten wir den Umgang mit Hammer und Meißel: um das Verletzungspotential so gering und das künstlerische Potential so hoch wie möglich zu halten. Der Fokus bei der Gestaltung unserer Steine lag dabei vor allem auf der individuellen Rezeption: Wie erlebe und verarbeite ich die Geschichten aus dem Konzentrationslager? Die Geschichten der Verfolgung, des Überlebens, aber auch der Solidarität unter den Gefangenen. Auch die Frage, wie Gedenken aussehen kann und welche Rolle es spielt, wurde viel diskutiert. Die Künstler fungierten dabei als Lehrer, die den individuellen Ideen halfen, Ausdruck im Stein zu finden. Zur feierlichen Eröffnung kamen sowohl Aktive des Vereins als auch Presse und der Bürgermeister der Stadt Rottenburg. Gemeinsam gingen wir den Gedenkpfad entlang und alle Teilnehmenden bekamen die Möglichkeit, ein paar Worte zu ihrer Skulptur zu sagen.

Außerdem unternahmen wir spannende Ausflüge, etwa in die ehemalige Synagoge Baisingen und eine historische Stadtführung zur jüdischen Geschichte Tübingens. Viele Abende verbrachten wir mit interessanten gemeinsamen Diskussionen. Schon dadurch, dass im Vereinsheim über uns Geflüchtete untergebracht waren, war immer etwas los. Und wenn das intensive Programm eine Auszeit einforderte, saßen wir gemeinsam unter dem Sternenhimmel, um Gitarre zu spielen.

Mansur Rahimli, Aserbaidschan, Jahrgang 1987, war 2010/11 Freiwillige in Hamburg.
Laura Schilling, Deutschland, Jahrgang 1995, war 2013/14 Freiwillige in Israel.

Shabbat am Fjord

Die Gischt schlägt hoch, der Wind ist frisch, doch am Horizont glitzert die Abendsonne, als sich die Fähre durch den aufgewühlten Oslofjord schiebt. An Bord sind die Teilnehmer*innen des Sommercamps, die gerade aus allen Himmelsrichtungen am Nationaltheater angekommen sind. Sie eint eine friedliche Grundstimmung in dem Willen, ihre Sommerferien damit zu verbringen, etwas Sinnvolles mit ihren Händen zu tun. Wenig später sitzen sie in dem zauberhaften Holzhaus im Wald versammelt um den Abendessenstisch. Lachen ist zu hören. Aus Fremden werden langsam Vertraute.

Unsere Einsatzstelle ist das »Center for Studies of Holocaust and Religious Minorities«. Es liegt in der Villa Grande auf der Halbinsel Bygdøy. Während des Zweiten Weltkriegs wohnte dort Vidkun Quisling, der Ministerpräsident der norwegischen Marionettenregierung. Die Quisling-Regierung verfolgte die norwegischen Jüdinnen und Juden nach den Vorstellungen der Nazis, die Norwegen besetzten. Heute ist die Villa Grande Museum und Forschungsort. Während die sonstigen Besucher*innen sich Ausstellungen ansehen, waren wir dort zum Putzen, Gärtnern, Aufräumen und Staubsaugen.

Während einige aus unserer Gruppe draußen damit beschäftigt waren Bäume auszureißen und die Außenflächen der alten Villa vom Grün zu befreien, ging der Weg für das Innen-Team in eine alte, ziemlich verstaubte Abstellkammer. Die alten Möbel und vollen Kisten hinauszutragen, entpuppte sich schnell als interessanter und aufregender, als wir zunächst dachten. Denn zwischen einem Haufen alter Zeitschriften fanden sich auch Zeitzeug*-inneninterviews und sogar mehrere Fotoalben, Notizbücher und Postkarten an eine jüdische Journalistin. Da diese in deutscher Sprache verfasst waren, vertieften wir uns schnell. So konnten wir uns anhand der Dokumente die Lebensgeschichte von Eva Scheer erschließen.

Neben der Arbeit beschäftigten wir uns damit, wie jüdisches Leben in Norwegen heute aussieht: An einem Samstag folgten wir der Einladung der jüdischen Gemeinde von Oslo, mit ihnen Shabbat zu feiern. Vor der Synagoge waren schwere Betonbarrieren. Als wir die Synagoge betraten, war die Atmosphäre warm und vertraut. Viele Familien kamen mit Kindern, die älteren unter ihnen spielten Verstecken im Eingangsraum. Alle unterhielten sich und waren gut gekleidet. Der Vorsteher der jüdischen Gemeinde wirkte nach dem Gottesdienst glücklich über unseren Besuch und das Projekt, an dem wir teilnahmen.

Später besuchten wir das Zentrum des 22. Juli, das an die Attentate von Anders Behring Breivik im Jahr 2011 in Oslo und Utøya erinnert. Der Gedenkort befindet sich in Sichtweite des Gebäudes, das damals bei der Bombenexplosion beschädigt wurde. Darum war es sehr intensiv, die Videos der Überwachungskamera an genau diesem Ort zu sehen. Nach dem Museumsbesuch waren wir alle erschüttert. Einige von uns schrieben Gedichte, um besser mit ihren Gefühlen umgehen zu können.

Auch dank Erlebnissen wie diesen ist unsere liebenswerte Kommune in diesen zwei Wochen in Oslo zu einer großen, verrückten Familie geworden. Es war traurig, Abschied zu nehmen und unser gemeinsames Zuhause mit einem letzten Spaziergang durch den Wald zu verlassen.

Die Teilnehmenden des Sommerlagers Oslo, 2017

Das Sommerlager wurde gefördert von der Evangelischen Kirche von Westfalen.

Evangelische Kirche von Westfalen

Patenschaft – viel mehr als eine Spende

Für die internationalen ASF-Freiwilligen in Deutschland gestaltet sich die Suche nach Pat*innen in ihren Heimatländern häufig schwierig. Umso schöner ist es, dass es viele Menschen in Deutschland gibt, die speziell diese Freiwilligen unterstützen und begleiten möchten. Über eine dieser Patenschaften möchten wir gerne berichten.

Seit vielen Jahren unterstützt eine Berliner Gruppe von politisch aktiven und interessierten Freundinnen und Freunden das Engagement von ASF-Freiwilligen. Ihre Motivation erklären Barbara Schulze, Edith Püschel, Heide Wilkening, Vera Dümmatzen, Barbara Rost, Hilde Keilinghaus, Torsten Schramm, Mechthild Strohbecke, Oscar Frohne und andere Mitglieder der Gruppe so: »Wir fühlen uns den Friedensdiensten von ASF in besonderem Maße verbunden, da sich diese Organisation neben humanitären und sozialen Zielen mit ihren Projekten ausdrücklich für Versöhnung und Verständigung einsetzt. Daher haben Einzelne von uns regelmäßig Patenschaften für Freiwillige im Ausland übernommen.

Seit 2013 übernehmen wir als Gruppe Patenschaften für junge Menschen, die aus dem Ausland kommend in Berlin ihren Dienst leisten. Wir wollen den Jugendlichen über die finanzielle Unterstützung hinaus Kontakt anbieten und unser Interesse und Anerkennung für ihr Engagement möglichst persönlich ausdrücken.

Wir freuen uns über das außergewöhnliche Engagement dieser ASF-Freiwilligen und sind sehr dankbar, dass wir auf diese Weise auch die Arbeit von ASF näher kennengelernt haben. Die Schilderungen über die politische Situation, die Möglichkeiten und Schwierigkeiten von Friedensarbeit in den verschiedenen Heimatländern der jungen Freiwilligen haben uns neue Einblicke geschenkt und beeindruckt. Es begeistert uns immer wieder, junge Menschen zu treffen, denen Verständigung und Freundschaft zwischen Menschen verschiedener Länder (und Generationen!) wichtig sind und wir haben die freundschaftlichen Begegnungen als sehr bereichernd empfunden.«

Für die Freiwilligen ist diese Unterstützung eine tolle Erfahrung. Kateryna Khyzhniak aus der Ukraine, die ihren Freiwilligendienst 2014/15 in Berlin leistete und von der Gruppe begleitet wurde, sagt: »Von Anfang an haben alle Mitglieder der Gruppe, meine Pat*innen, mich mit offenen Armen empfangen, weswegen ich mich sofort willkommen gefühlt habe. Während unserer Treffen haben wir viele interessante Gespräche geführt. Ich hatte das Glück, über die Geschichte Deutschlands und Berlins von Zeitzeugen zu erfahren. Außerdem haben sie immer Interesse an meinem Leben gezeigt. Intelligente, erfahrene und sehr nette Menschen standen mir jederzeit mit Rat und Tat zur Seite.

Ich bin meinen Pat*innen für alles, was sie für mich getan haben, sehr dankbar und bin fest davon überzeugt, dass die Patenschaft eine große Bereicherung war. Ich kann allen Freiwilligen wünschen, solche tollen Menschen wie meine Pat*innen kennen lernen zu können.«

Wir sind dankbar, solche tolle Patenschaften jedes Jahr begleiten zu dürfen und bedanken uns sehr herzlich bei allen Mitgliedern der Gruppe für ihre langjährige Unterstützung und ihr Interesse an der Arbeit von ASF!

Auch Sie können unsere internationalen Freiwilligen in Deutschland unterstützen und begleiten!

Unter www.asf-ev.de/patenschaften stellen wir Ihnen die aktuellen Freiwilligen vor. Oder sprechen Sie uns an!

Adriana Koch, Referentin für Fundraising
koch@asf-ev.de | Tel.: 030 283 95 228

Unterdrückung und Widerstand – ein Rückblick auf unser EU-Projekt

Am 9. November 2017 fand in der Martin-Luther-Gemeinde in Neukölln das ASF-Projekt »Unterdrückung und Widerstand. Chancen der Zivilgesellschaft in Europas Geschichte und Gegenwart« seinen Abschluss.

Mit mehr als 200 Teilnehmenden aus verschiedenen Ländern begann das vom EU-Programm Europa für Bürgerinnen und Bürger geförderte Projekt im Mai am selben Ort. Im Vordergrund der Auftakttagung »Courage« stand die Frage, wie die historischen Bewegungen des Widerstands im Nationalsozialismus in die Gegenwart hineinwirken und welche Rolle sie in der Erinnerungsarbeit spielen. Die Teilnehmenden beschäftigten sich mit aktuellen politischen Herausforderungen und der Bedeutung von Zivilcourage. Begleitet wurde die Tagung mit der öffentlichen Kampagne »That's Europe«, die für mehr Engagement für ein offenes und vielfältiges Europa warb.

Die inhaltlichen Impulse aus der Tagung wurden von insgesamt einhundert internationalen Teilnehmenden der Sommerlager in Litauen, Italien, Griechenland und Ungarn aufgegriffen. Jeweils zwei Wochen lang lebten und arbeiteten diese zusammen und erforschten Biografien von Menschen, die Unterdrückung erfuhren und sich dieser auf verschiedene Art und zu unterschiedlichen Zeitpunkten der Geschichte widersetzten.

Eine Ausstellung, Ergebnis der biografischen Arbeit der Sommerlager, wurde am 9. November während der Abschlussveranstaltung »Resist Populists! Du bist gefragt« präsentiert. Die Beteiligten erzählten von ihren Erfahrungen und gaben tiefe Einblicke in ihre Arbeit. Mit Expert*innen aus Jugendarbeit, Kirche und Bildungsinitiativen diskutierten die Gäste zudem über konkrete Handlungsmöglichkeiten gegen populistische Parolen und für eine offene Gesellschaft.

Wir danken den Partner*innen und Teilnehmenden, die mit ihrem Engagement und Enthusiasmus das Projekt mit Leben füllten und andere Menschen durch ihr Tun zum Handeln motivierten. Dem Programm Europa für Bürgerinnen und Bürger danken wir herzlich für die Förderung des Projektes.

25 Jahre Jüdisches Wohn- und Seniorenzentrum in Oslo

Freiwillige des Jüdischen Wohn- und Seniorenzentrums von 1993 bis heute mit Veline Backofen (ehemalige LBA) und Christina Koch (aktuelle LBA) vor der Osloer Synagoge.

Mitte September trafen sich in Oslo ehemalige Freiwillige des Jüdischen Wohn- und Seniorenzentrums. Dieses ASF-Projekt wurde 1993 von der damaligen Landesbeauftragten Veline Backofen und dem Rabbiner Michael Melchior ins Leben gerufen. Gemeinsam mit den heutigen Bewohner*innen, Mitarbeitenden und Freund*innen von ASF-Norwegen leiteten sie das 25. Jahr der Zusammenarbeit ein. Das Rahmenprogramm gestalteten die ehemaligen Freiwilligen Kristina Schröder und Robert Münch.

In Anwesenheit der Regisseurin Nina Grünfeld schauten sich die Teilnehmenden am ersten Tag den Film »Ninas Kinder« an. Der Film zeigt die Sicht auf die Schoa aus der Perspektive der Tochter eines Überlebenden und fragt zugleich, wie diese Geschichte in den folgenden Generationen tradiert wird und sich in die nationale Narrative einschreibt.

Am zweiten Tag lud Sidsel Levin vom jüdischen Museum entlang der Stolpersteine zu einer Wanderung durch die jüdische Geschichte Oslos ein. Der Tag endete mit der Einleitung des Shabbat gemeinsam mit den Bewohner*innen des Jüdischen Wohn- und Seniorenzentrums und dem Rabbiner der Gemeinde.

Am Sonnabend feierten die Teilnehmenden den Shabbat mit Gottesdienst und Kiddush. Der Gemeindevorsteher Ervin Kohn erzählte in seiner Rede von der anfänglichen Skepsis gegenüber den deutschen ASF-Freiwilligen zu Beginn der 1990er Jahre. Diese hat sich, hob er hervor, zu einer guten Zusammenarbeit entwickelt. Der Shabbat fand seinen Ausklang mit einem gemeinsamen Grillen zusammen mit den Mitarbeitenden aus dem Projekt und dem norwegischen Freundeskreis von ASF.

Verabschiedung der Frankfurter Pröpstin Gabriele Scherle

Am 1. September wurde Gabriele Scherle, Pröpstin der Propstei Rhein-Main in der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau, in der Heiliggeistkirche in Frankfurt in den Ruhestand verabschiedet. Aus diesem Anlass rief sie zu Spenden für die Arbeit von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste auf. Ergebnis dieser schönen Aktion sind fast 5.000 Euro.

Von 1980 bis 1984 war Gabriele Scherle stellvertretende Vorsitzende von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste. Später war sie von 1999 bis 2004 als Friedenspfarrerin der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau tätig. Sie gehört dem Arbeitskreis Kirche und Israel, dem Vorstand der Martin-Niemöller-Stiftung und dem Ausschuss für Diakonie, Mission und Ökumene der EKD-Synode an.

Wir danken Gabriele Scherle herzlich für die schöne Spendenidee und für ihr langjähriges Engagement für Frieden und Gerechtigkeit.

»Nur raus!«

Sieben ehemalige USA-Freiwillige aus der Gruppe damals (1975) und heute

Wolfgang Chr. Goede war Mitorganisator des Ehemaligen-Treffens der Community Organizer, das Anfang Oktober in Berlin stattfand. Er berichtet vom Wiedersehen nach langer Zeit. Von ehemaligen Freiwilligen, die in den USA entscheidende Anstöße für ihr Leben fanden, die auch Deutschland veränderten.

»Chicago hat alles über den Haufen geworfen«, berichtet Christoph Heck bei der Blitzlichtrunde der 25 Anwesenden: »Lebenspläne und Menschenbild«. Erstmals sieht sich der Abiturient mit gesellschaftlicher Ohnmacht und Armut konfrontiert, aber auch damit, wie sie sich bekämpfen lassen. Aus eineinhalb Jahren Freiwilligendienst wird ein 46 Jahre langer Aufenthalt. Erst unlängst kehrte der im Westerwald Geborene zurück, in seine Traumstadt, Berlin, samt US-amerikanischem Akzent.

»Nur raus!«: aus der düsteren Enge Deutschlands, bedrückend-autoritären Schulerfahrungen, nationalsozialistisch eingefärbten Familienchroniken, dem Land der Täter*innen. Vom damaligen Wunsch nach Befreiung ist bei diesem Treffen häufig zu hören. Verbunden mit tiefer Dankbarkeit gegenüber Aktion Sühnezeichen, die Weichen mitgestellt zu haben in eine sonnigere Zukunft.

Die Methoden der sozialen Ermächtigung, der gelebten Partizipation, wie im Community Organizing erlernt, haben Rückkehrer*innen in die deutsche Politik, Parteienlandschaft, Zivilgesellschaft eingepflanzt. Damit etwa in leitender Funktion den Atomausstieg und die Energiewende begleitet, eine Privatschule mit hohem humanistischem Anspruch gegründet, die zwielichtige Rolle von Wissenschaftsjournalisten in der NS-Zeit untersucht und öffentlich debattiert. »Wir haben das Land verändert«, resümiert ein Ehemaliger.

Es blitzen Biografien und Erlebnisse auf, die Stoff für Romane wären. Freiwillige, von korrupten Stadträten als ostdeutsche Kommunisten beschimpft. Ein einstiger Spartakist und Nicaragua-Brigadist schützt heute Geldinstitute vor Hackerattacken. Der Finanzbeamte, der in die Politologie wechselte und eine Professur an der Bundeswehrhochschule innehat. Einer gründete einen Freiwilligendienst im Bürgerkriegsland Kolumbien.

»Als der erste aus eurem Kreis 1969 in die USA ging, war ich noch gar nicht geboren«, begrüßt ASF-Geschäftsführerin Dr. Dagmar Pruin die Ehemaligen. Der transatlantische Diskurs liegt ihr sehr am Herzen, bekräftigt sie. Auch als Gründerin und Direktorin von *Germany Close up – American Jews Meet Modern Germany* trägt sie dazu bei. Auch Community Organizing, darin sind sich alle einig, war für die Beziehungen zwischen beiden Ländern außerordentlich fruchtbar. Die Ehemaligen wünschen sich, dass ASF wieder mehr solcher Projekte auflege. Gerhard Letzing, der in Seattle lebt und engen Kontakt zu Community Organizing-Akteuren unterhält, bietet sich an, alte Kontakte zu reaktivieren. Ende gut, alles gut – mit dem Versprechen, nicht wieder über vierzig Jahre bis zum nächsten Wiedersehen verstreichen zu lassen. Für das Ausrichten des Treffens durch das ASF-Büro nimmt Dagmar Pruin stellvertretend für das Team einen großen Karton Lebkuchen entgegen. DANKE!

60 Jahre Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

Vom 25. bis 27. Mai 2018 findet unsere Jubiläumsveranstaltung zum 60-jährigen Bestehen von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste in Berlin statt. Wir wollen die Gelegenheit nutzen um gemeinsam mit Wegbegleiter*innen aus dem Aus- und Inland innezuhalten und zu reflektieren: Was bewegt uns? Welche Themen haben uns sechzig Jahre lang geleitet und tun dies immer noch? Was macht unsere Friedensarbeit aus? Vor allem wollen wir den Blick nach vorn richten, unsere Visionen miteinander teilen. Wie können wir uns heute und in Zukunft für Frieden einsetzen? Wie soll unsere Arbeit in den nächsten Jahren aussehen? Wie reagieren wir auf aktuelle Themen und Bedrohungen wie Rechtspopulismus und Antisemitismus?

Den Abschluss findet dieses lange Wochenende mit einem Festgottesdienst am Sonntagmorgen und einem anschließenden Festakt, an dem ehemalige Freiwillige und Überlebende sowie der Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier sprechen werden. Die detaillierte Einladung zu dieser Veranstaltung versenden wir im kommenden Frühjahr.

Freitag, 25. Mai 2018, Parochialkirche – Ehemaligentreffen am Nachmittag, am Abend Beginn der Jahresversammlung

Samstag, 26. Mai 2018, Parochialkirche – Jahresversammlung

Sonntag, 27. Mai, Französische Friedrichstadtkirche – Gottesdienst mit anschließendem Festakt, am Nachmittag Mitgliederversammlung

Beim Ehemaligentreffen am Jubiläumswochenende gibt es viel Raum zum Wiedersehen und Gespräch. Im Austausch mit Gästen aus unseren Projektländern können die Teilnehmenden erfahren, was bei ASF in Deutschland und in unseren Projektländern aktuell passiert.

Wir möchten alle ehemaligen Freiwilligen einladen, haben aber zu einigen keinen Kontakt mehr. Sagen Sie Ihren Mitfreiwilligen von damals Bescheid und bitten Sie sie, uns Ihre Adresse zu hinterlassen unter www.asf-ev.de/jubilaeum oder per Telefon unter +49 (0)30 283 95 184.

Avital Ben-Chorin (*1923)

Avital Ben-Chorin verstarb während der Sukkot-Feiertage am Schabbatabend des 6. Oktober 2017 in Haifa. 1923 als Erika Fackenheim in Eisenach geboren wurde sie 94 Jahre alt.

Vor der deutschen judenfeindlichen Politik konnte sie 1936 im Rahmen der zionistischen Jugendalija nach Palästina/Eretz Israel fliehen – in einer Gruppe des Jüdischen Kinderheims »Ahawah« in Berlin.

Zusammen mit ihrem verstorbenen Mann Schalom Ben-Chorin gehörte Avital zu den Menschen in Israel, die unmittelbar nach der Katastrophe der Schoa ihren verbliebenen Lebensmut zusammennahmen und Herzen und Türen für deutsche Besuchergruppen öffneten. Als 1961 die ersten deutschen Freiwilligen nach Israel kamen, diskutierte Sühnezeichenvater Lothar Kreyssig mit den beiden Ben-Chorins Ideen, Sühnezeichen könne in Jerusalem ein interreligiöses Haus oder eine Synagoge für die erste israelische Reformgemeinde bauen.

Aus beiden Plänen wurde nichts. Jedoch blieb Avital seit dieser Zeit unermüdlich in deutsch-israelischen und christlich-jüdischen Begegnungsinitiativen aktiv. Sie war Mitglied im israelischen Verein »Freunde von ASF« und unterstützte die ASF-Arbeit mit Rat und Tat.

Mit großer Trauer gedenken wir Avital Ben-Chorin, die zusammen mit ihrem Ehemann Schalom Ben-Chorin Pionierarbeit im deutsch-israelischen und jüdisch-christlichen Dialog geleistet hat. Jahrzehntelang hatten wir das Glück, eng mit ihr zusammenarbeiten zu dürfen. Wir durften ihr mehr als fünfzig Jahre lang begegnen. Avital, du wirst uns fehlen!

Gerhard Dümchen (* 1935)

Gerhard Dümchen ist am 30. September 2017 im Alter von 82 Jahren verstorben. Beginnend mit seinem Freiwilligendienst 1960 in Norwegen war er Aktion Sühnezeichen Friedensdienste und unseren Themen zeitlebens tief verbunden.

»Ich erinnere mich an Menschen, die bei uns im Ort während des Krieges Zwangsarbeit leisten mussten. Bis heute schäme ich mich dafür, dass ich nichts für sie getan habe.« Das war eines der Dinge, die ich von Gerhard Dümchen bei unserer ersten Begegnung zu hören bekam. Ich erinnerte ihn daran, dass er damals ein kleiner Junge war. Wer hätte von ihm erwartet, die Bedeutung des Geschehens ringsum zu verstehen? Gerhard ließ sich davon nicht überzeugen. Das war kurz vor meiner Hochzeit. Gerhard Dümchen war der Pfarrer, der uns getraut hat. Ich hatte damals nicht daran geglaubt, dass eine jüdisch-christliche Zeremonie möglich sei. Aber Gerhard erklärte sich dazu bereit. Mit langen Gesprächen begleitete er uns und gab uns die Sicherheit, dass für Gott das wichtigste unsere Liebe sei und nicht unsere Konfession. Damals sagte ich zu meinem Partner: »Genau so stelle ich mir einen Pfarrer oder einen Rabbiner vor. Als jemanden, der die Menschen begleitet, schaut, dass sie gut miteinander zurechtkommen, der etwas möglich macht.«

Im Jahr danach haben wir bei uns Seder und Pessach gefeiert, Gerhard war mit dabei. Damals schon 72 Jahre alt, saß er mit uns auf dem Boden. Gemeinsam lasen wir die Hagada und unterhielten uns. Als nach dem Essen die Birkat Hamason, der Segen auf das Essen, gesprochen wurde, fiel auch der Satz »Schfoch Chamatch Al HaGoim«, »Zeig unseren Goim deinen Zorn.«

Wie immer wurde das Pessachfest bei uns jüdisch-christlich-muslimisch gefeiert. Sofort entspann sich eine Diskussion, wie man diesen Satz heute noch lesen könne. Ein Streit drohte auszubrechen. Schließlich verwies Gerhard auf den historischen Kontext der Entstehung des Textes und verknüpfte den genannten Zorn mit dem Wunsch nach Sicherheit.

Gerhard Dümchen starb an Yom Kippur, gekleidet mit Talar und Kippa. So wurde er auch beerdigt. Ein Mensch, der die Unterschiede und Streitpunkte überbrücken wollte und konnte. So bleibt er mir in Erinnerung. Ein Mensch, ein Freund.

Guy Band, Landesbeauftragter von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste in Israel

TERMINE

Die Regionalgruppe Münster lädt ein zur Veranstaltungsreihe »WENN DU DENKST, DU GEDENKST …«

16. JANUAR 2018 | 18.30 UHR
SpecOps, Von-Vincke-Straße 5, 48143 Münster
»Lernen aus der Geschichte? Gedenkkultur und Holocaust-Film«
Vortrag mit Prof. Dr. Michael Braun, Universtität Köln

28. JANUAR 2018 | 16 UHR
F24, Frauenstraße 24, 48143 Münster
»Sieger oder Opfer des III. Reiches? Meines Vaters Überleben im KZ«,
Lesung mit Prof Dr. Daniel Hoffmann aus dem Buch »Lebensspuren meines Vaters. Eine Rekonstruktion aus dem Holocaust«

4. FEBRUAR 2018, 15 UHR
Jüdische Gemeinde Münster, Klosterstraße 8–9, 48143 Münster
»Es ist auch meine Geschichte – Stadtteilmütter auf den Spuren des Nationalsozialismus«
Filmvorführung und Vortrag mit Nuriye Sayman

27. JANUAR 2018 | 19 UHR FRANZÖSISCHE FRIEDRICH-STADTKIRCHE, BERLIN
ASF-Gottesdienst zum Gedenken an die Opfer des Nationalsozialismus

28. JANUAR 2018 | 10 UHR
Gottesdienst der Stephanus-Stiftung Berlin Weissensee unter Beteiligung von ASF anlässlich des Gedenktages für die Opfer des Nationalsozialismus

Die Regionalgruppe Bremen lädt ein:
8. FEBRUAR 2018 | 18.45 UHR
Cinema im Ostertor, Bremen
ROADS – Zwischen Düsseldorf und New Orleans …
Dokumentarfilm in Anwesenheit der Regisseurin Jessica Jacoby

4. MÄRZ 2018 | 17 UHR STUTTGART
ASF-Jahresempfang in Stuttgart, Ev. Bildungszentrum Hospitalhof, Büchsenstr. 33 in 70174 Stuttgart

APRIL 2018
Die Sommerlagersaison 2018 startet. Informationen und Anmeldung unter www.asf-ev.de/sommerlager

16. April 2018
Feier anlässlich 10 Jahre Germany Close Up

9. – 13. MAI 2018 | MÜNSTER
ASF auf dem Katholikentag in Münster

25. – 27. MAI 2018
Jubiläum und Jahresversammlung zum 60-jährigen Bestehen von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste in Berlin.
www.asf-ev.de/jubilaeum

5. – 17. JUNI 2018
ASF-Studienreise nach Belarus (Minsk und Gomel), Anmeldung bis 15. Februar 2018,
Kontakt: falk@asf-ev.de (Werner Falk)

20. – 24. AUGUST 2018
ASF auf Erkundung in der KZ-Gedenkstätte Auschwitz-Birkenau

Wenn ihr wollt, ist es kein Märchen

ASF-Israelreise 9. bis 20. April 2018

בית בן-יהודה
Beit Ben-Yehuda

In Kooperation mit Aktion Sühnezeichen Friedensdienste lädt die Jerusalemer Begegnungsstätte Beit Ben-Yehuda für das kommende Frühjahr wieder zu einer Studienreise »Dialoge in Jerusalem« ein. Die zwölftägige Begegnung findet im Jubiläumsjahr »70 Jahre Staat Israel 1948–2018« statt.

Was ist aus den mit der Staatsgründung verbundenen Hoffnungen geworden? Welche Träume haben sich erfüllt? Was wird die Zukunft bringen? Unter der Überschrift »Altneuland Israel« sind Seminareinheiten, Gespräche und Exkursionen der bewegten Geschichte Israels und den zionistischen Bewegungen gewidmet und beschäftigen sich mit der Vielfalt der israelischen Gesellschaft sowie mit Chancen von Verständigung und Frieden mit den palästinensisch-arabischen Nachbarn.

Die Studienreise vom 9. bis 20. April 2018 steht unter der Leitung von Bernhard Krane, langjähriger ASF-Israelreferent.

Weitere Informationen unter
030 28395-188 oder
www.asf-ev.de/de/aktiv-mit-asf/studienreisen/dialoge-in-jerusalem

Ich möchte Gutes tun!

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

Und unterstütze die Arbeit von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

Ich werde Mitglied!

☐ Ich möchte Aktion Sühnezeichen Friedensdienste meine Stimme geben und Mitglied werden.
(Mitgliedsbeitrag: 70 Euro, ermäßigt: 35 Euro).

Bitte senden Sie mir einen Mitgliedsantrag zu:

Name: .....

Adresse: .....

Den Mitgliedsantrag gibt es auch auf www.asf-ev.de/mitglieder

Ich spende!

☐ Bitte ziehen Sie ab dem ..... (Datum) von meinem Konto ..... Euro
☐ einmalig ☐ monatlich ☐ vierteljährlich ☐ halbjährlich ☐ jährlich ein.

Dazu ermächtige ich ASF, die oben genannte Spende von meinem Konto mittels Lastschrift einzuziehen.
Zugleich weise ich mein Kreditinstitut an, die von ASF auf mein Konto gezogene Lastschrift einzulösen.

Name: .....

Vorname: .....

IBAN: .....

BIC: .....

E-Mail: (auch für Einladungen und weitere Informationen) .....

ASF Gläubiger-Identifikationsnummer DE33ZZZZ00000347023 | Die Mandatsreferenznummer teilen wir mit dem Dankesschreiben mit.

Ich kann innerhalb von acht Wochen, beginnend mit dem Belastungsdatum, die Erstattung des belasteten Betrages verlangen. Es gelten dabei die mit meinem Kreditinstitut vereinbarten Bedingungen.

.....
Ort, Datum und Unterschrift der/des Kontoinhaber*in

Bitte senden an: Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e. V., Auguststraße 80, 10117 Berlin. Oder faxen an: 030 283 95 135

✂.....

Predigthilfe zum 27. Januar – mit Texten und Themen, die uns alle angehen.

Drei Mal jährlich erscheinen die Predigthilfen von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste: Zum internationalen Gedenktag für die Opfer des Nationalsozialismus am 27. Januar, zum Israelsonntag und zur Ökumenischen Friedensdekade im November. Darin finden sich Liturgie-Vorschläge und Predigtentwürfe, Materialhinweise und Rezensionen, aber auch politische und theologische Artikel zu den Themen, die uns bei ASF bewegen und mit denen wir uns an die Öffentlichkeit wenden.

Die erste Predigthilfe im 60. Jahr unseres Vereinsbestehens widmet sich auch der Frage einer Theologie von Hadamar. Dazu finden Sie eine berührende Reflexion zu Versen aus dem zweiten Korintherbrief und eine ausführliche Bibelarbeit, die sich kritisch mit der biblischen Rede von Krankheit und Gesundheit auseinandersetzt. Ein weiterer Schwerpunkt liegt auf der transnationalen Diskussion um den Umgang mit der »Sau an den Kirchen«, die etwa an der Stadtkirche Wittenberg bis heute von Judenfeindlichkeit und Gräueltaten zeugt.

Erhältlich unter www.asf-ev.de/predigthilfe (digital) oder Tel. 030 28 395 184 (gedruckt)

Wie bekomme ich das *zeichen*?

Mitglieder, Projektpartner*innen, Multiplikator*innen, für ASF kollektierende Gemeinden, ehemalige Mitarbeiter*innen und Ehrenamtliche erhalten das *zeichen* als Dankeschön, zum Weitergeben, zur Information, um neue Leser*innen zu werben. Ehemalige Freiwillige erhalten das *zeichen* in den ersten fünf Jahren nach dem Friedensdienst. Und ansonsten liegt das *zeichen* ab einer Spende von zehn Euro jährlich an Aktion Sühnezeichen Friedensdienste immer aktuell bei Ihnen und Euch im Briefkasten.

DZI Spenden-Siegel

Das Spendensiegel des Deutschen Zentralinstituts für soziale Fragen (DZI) bescheinigt den verantwortungsbewussten Umgang mit den anvertrauten Mitteln. Als Zeichen für Vertrauen trägt Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e. V. seit 2001 das DZI Spenden-Siegel.

SEPA-Überweisung/Zahlschein

Name und Sitz des überweisenden Kreditinstituts

BIC

Für Überweisungen in Deutschland und in andere EU-/EWR-Staaten in Euro.

Angaben zum Zahlungsempfänger: Name, Vorname/Firma (max. 27 Stellen bei maschineller Beschriftung max. 35 Stellen)

ASF e. V.

IBAN

DE68 1002 0500 0003 1137 00

BIC des Kreditinstituts/Zahlungsdienstleisters (8 oder 11 Stellen)

BFSWDE33BER

SPENDEN-ORGANISATION

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

Betrag: Euro, Cent

Spenden-/Mitgliedsnummer oder Name des Spenders: (max 27 Stellen)

Zi17B03

ggf. Stichwort

PLZ und Straße des Spenders: (max. 27 Stellen)

Angaben zum Kontoinhaber/Zahler: Name, Vorname/Firma, Ort (max. 27 Stellen, keine Straßen- oder Postfachangaben)

IBAN

DE 06

SPENDE

Datum

Unterschrift(en)

Beleg / Quittung für den/die AuftraggeberIn

IBAN KontoinhaberIn

Empfänger

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V.
Auguststraße 80 / 10117 Berlin

Bank für Sozialwirtschaft Berlin /
IBAN DE68 1002 0500 0003 1137 00 /
BIC BFSWDE33BER

Wir sind wegen Förderung gemeinnütziger Zwecke nach dem letzten uns zugegangenen Freistellungsbescheid des Finanzamtes für Körperschaften I von Berlin, StNr. 27/659/51675 vom 20. Nov. 2014 für die Jahre 2011 bis 2013 gemäß § 5 Abs. 1 Nr. 9 KStG von der Körperschaftssteuer befreit. Es wird bestätigt, dass der Betrag nur für satzungsgemäße Zwecke verwendet wird.

Spendenbetrag: Euro, Cent

Zuwendungsbestätigung

Bis 200 Euro gilt dieser Beleg mit Ihrem Kontoauszug als Zuwendungsbestätigung. Bei Beträgen über 200 Euro schickt Ihnen ASF am Beginn des Folgejahres automatisch eine Zuwendungsbestätigung zu.

Name AuftraggeberIn / Quittungsstempel

Frieden und Dialog fördern.
Die Opfer der NS-Diktatur unterstützen.
Aus der Geschichte lernen.
Die nächste Generation junger Menschen prägen.
Gerade jetzt. Gerade heute.
Eine Spende für ASF wirkt!

Wer für ASF spendet, setzt sich ein für:

... Begegnungen über Grenzen hinweg.
... den Einsatz gegen heutige Formen von Antisemitismus, Rassismus, Rechtspopulismus und Ausgrenzung von Minderheiten.
... einen aktiven Beitrag zu einer Gesellschaft, die aus dem bewussten Umgang mit der NS-Gewaltgeschichte wächst.
... für Vielfalt, Inklusion und eine aufmerksame Mitmenschlichkeit.
... den langen Weg zu einem gerechten und umfassenden Frieden, der über die Veränderung der einzelnen Menschen und der Gesellschaft führt.

Ihre Spende kommt an!

Vielen herzlichen Dank für Ihre Unterstützung.

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

www.asf-ev.de www.facebook.com/asf.de